

Das Tierwohl im Fokus
Bauernpräsident Markus Ritter und Greenpeace-Chefin Iris Menn im Streitgespräch. **DEBATTE 3**

Frank Worbs geht
Unermüdlich arbeitet er am Image der Kirche. Nun geht der Kommunikationsleiter in Pension. **REGION 2**



Illustration: Corinna Staffa

Bleiben oder flüchten?
Zwei jüdische Menschen aus der Ukraine berichten vom letzten Krieg – und vom neuen. **DOSSIER 5–8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Aargau

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Nr. 9/September 2022
www.reformiert.info

Post CH AG

Kirchliches Hilfswerk verklagt einen Zementriesen

Klimawandel Mehrere Organisationen, darunter das Heks, unterstützen vier Indonesier, die vom international tätigen Zementhersteller Holcim Schadenersatz und eine CO₂-Reduktion fordern.

Der Auftritt hatte grosse Wirkung: Im Juli lud das Hilfswerk der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz (Heks) zur Medienkonferenz. Unter den Sprechern war Edi Mulyono, ein Bewohner der indonesischen Insel Pari, der zusammen mit drei weiteren Inselbewohnern vom Konzern Holcim Entschädigungen für Umweltschäden und eine massive Reduktion des CO₂-Ausstosses fordert. Das Zementunternehmen gilt als einer der grössten CO₂-Emitenten der Welt und damit als massgeblicher Mitverursacher der Klimaerwärmung, deren Folgen Pari existenziell bedrohen: Der Meeresspiegel steigt, immer häufiger zerstören Überschwemmungen Häuser und Strassen.

Am Tag zuvor hatte Mulyono am Hauptsitz des Unternehmens in Zug ein Schlichtungsgesuch eingereicht, unterstützt vom Heks, dem European Center for Constitutional and Human Rights und der indonesischen Umweltorganisation Walhi, im Rahmen der Kampagne «Call for Climate Justice». Zum ersten Mal muss sich damit ein Schweizer Konzern rechtlich für seine Rolle im Klimawandel verantworten.

Präzedenzfälle schaffen

Klimagerechtigkeit zählt erst seit der Fusion mit Brot für alle (Bfa) im Januar 2021 zu den Schwerpunktthemen des Heks. Bis dahin hatte der Fokus im Ausland auf Programmen in der Entwicklungszusammenarbeit im Bereich Zugang zu Ressourcen und Land gelegen, während Bfa intensiv auf der entwicklungspolitischen Ebene tätig war, und dies zunehmend auf dem Gebiet von Klimagerechtigkeit.

Die Forderung der Inselbewohner sei kein PR-Coup, sagt Heks-Mediensprecher Lorenz Kummer: «Pari kämpft seit Jahren mit den Folgen des Klimawandels und entwickelte mit der Hilfe von Bfa und Walhi Anpassungsmassnahmen.» Nachdem die Überschwemmungen massiver geworden seien, hätten die Bewohner beschlossen, die Mitverursacher zur Rechenschaft zu ziehen. «Sie selbst verursachen kaum CO₂, müssen aber die enormen Schäden und Anpassungsmassnahmen berappen.» Trotz weltweit deutlichen Alarmzeichen handle die Politik bisher kaum, also griffen die Menschen zur Justiz.

Klimaklagen hatten lange keine Chance auf Erfolg, doch sie werden zunehmend ernst genommen. So findet im September erstmals in der



Die Überschwemmungen bedrohen die Menschen auf der Insel Pari in ihrer Existenz.

Foto: Imago

Schweiz an der Universität Luzern eine Tagung zu Klimaklagen statt. Auch beobachten weltweit Firmen insbesondere zwei Gerichtsprozesse, die zu Präzedenzfällen werden könnten: die Klage eines peruanischen Bauern, der vom deutschen Energiegiganten RWE Zahlungen für Schutzbauten einfordert, weil sein Haus von einer Gletscherflut bedroht ist. Und jene gegen Shell, die 2018 niederländische Bürger und NGOs einreichten, um rasche, drastische Reduktion des Kohlendioxid-Ausstosses zu erwirken.

Die Fälle sind noch hängig. Shell wurde in erster Instanz dazu verurteilt, die CO₂-Emissionen bis 2030 um 45 Prozent zu senken.

Im Dschungel der Gesetze

Ebenso wie das Heks betrachtet auch Andreas Hösli Klimaklagen als wirkungsvolle Mittel, um den Handlungsdruck zu erhöhen. Der Zürcher Rechtsanwalt schreibt eine Dissertation über die unternehmerische Verantwortung im Kontext des Klimawandels. «Der Fall Holcim ist einzigartig», so Hösli, «denn erstmals werden zugleich Schadenersatz und eine Reduktion gefordert.» Das habe global grosse Aufmerksamkeit generiert. Bereits ein Teilsieg könnte Unternehmen zu schnellerem Klimaschutz bewegen.

Klimaklagen sind höchst komplex, die Prozesse finden in einem Geflecht aus nationalem und internationalem Recht statt. Hösli: «Weltweit tätige Grosskonzerne sind mit nationalem Recht schwierig zu erfassen. Gerichte müssen Hunderte von rechtlichen Fragen und Sachverhalten anschauen.»

Petition lanciert

Als Richtlinien im Klimarecht gelten gemeinhin die UNO-Leitprinzipien für Wirtschaft und Menschenrechte und die OECD-Richtlinien für multinationale Ebenen. An ihnen orientierte sich auch die gescheiterte Konzerninitiative, deren Koalition, zu der auch das Heks zählt, erneut Anlauf genommen und am 20. August eine Petition lanciert hat. Diese fordert von Bundesrätin Karin Keller-Sutter, ihr Versprechen eines international abgestimmten Gesetzes für Schweizer Firmen nun rasch zu realisieren.

Kummer betont, dass man beim Heks nicht einzelne Firmen zu Sündenböcken erklären wolle, Forderungen wie jene gegenüber Holcim hätten Symbolcharakter: «Der Appell, den Klimawandel zu bekämpfen, richtet sich an alle.» So lancierte das Heks auch Projekte wie die «Klimagesprache», die sich an jeden Einzelnen richten. Anouk Holthuisen

«Wir vom Heks wollen nicht einzelne Firmen zu Sündenböcken erklären. Forderungen wie jene gegenüber Holcim haben symbolischen Charakter.»

Lorenz Kummer
Heks-Mediensprecher

In eigener Sache

«Auch Leute erreichen, die nicht mehr Zeitung lesen»

Noch mehr Lesernähe dank neuer Kanäle: Lorenz Wacker, Präsident von reformiert., stellt Neuerungen vor.

Herr Wacker, «reformiert.» positioniert sich jetzt verstärkt auch auf digitalen Kanälen. Warum?

Lorenz Wacker: Mit unserem Auftritt, der crossmedialer wird, reagieren wir auf einen Trend in der Medienwelt. Wir wollen vermehrt auch Menschen erreichen, die nicht oder kaum mehr Zeitung lesen.

Welche Angebote stehen der Leserschaft neu zur Verfügung?

Neben der klassischen Printausgabe und der seit Langem etablierten Website bietet «reformiert.» nun auch drei verschiedene Newsletters an: biblisch, aktuell, kulturell. In Kooperation mit RefLab, einem Online-Projekt der reformierten Landeskirche Zürich, werden zudem Podcasts produziert, sprich Interviews im Audioformat. Weiter intensiviert «reformiert.» seine Auftritte bei Instagram und Facebook. Auf Letzterem verzeichnen wir bereits gegen 1600 Follower. Ab September wird auch getwittert. Und eine neue «reformiert.»-App ermöglicht die bequeme Nutzung der Website auf dem Handy.

Plant der Vorstand einen Ausbau der Redaktion?

Nein, das erweiterte Angebot ist so konzipiert, dass es von der bestehenden Redaktion erbracht werden kann. Die Aufgaben der Mitarbeitenden werden dabei vielseitiger und interessanter. Somit ist der neue Kurs ein Mehrwert für das Publikum und auch für die Redaktion.

Gibt es auch Änderungen in der Printausgabe?

Die gedruckte Ausgabe ist nach wie vor unser Flaggschiff. Hier bleibt alles so, wie es die Leserschaft kennt und schätzt, mit breit recherchiertem und zeitungsgerecht aufbereitetem Stoff, ergänzt mit Hinweisen auf die weiteren Angebote. Ich danke den Beteiligten an dieser Stelle für ihr Engagement bei der Entwicklung und Umsetzung der Neuerungen. Interview: Hans Herrmann

Lorenz Wacker, pensionierter Pfarrer, ist Präsident des Vereins reformiert., in dem die vier regionalen Trägerschaften vertreten sind.

Jana König leitet neu die Evangelischen Frauen

Dachverband Seit August 2022 leitet Jana König die Geschäftsstelle der Evangelischen Frauen Schweiz (EFS). Die 35-Jährige folgt auf Edith Siegenthaler, die die Geschäftsstelle acht Jahre leitete. König studierte in Deutschland Religionswissenschaften und lebt seit zehn Jahren in der Schweiz. An den Universitäten Zürich, Basel und Luzern schloss sie das Masterstudium Religion-Wirtschaft-Politik ab und spezialisierte sich auf den Themenbereich Geschlecht, Religion und Menschenrechte. Sie ist Geschäftsführerin der Frauenrechtsorganisation Post Beijing Schweiz und bringt ein grosses Netzwerk in der Gleichstellungsarbeit mit.

Die EFS vertritt als Dachverband von Frauenverbänden und Einzelmitgliedern die Interessen von rund 40 000 Frauen. Sie setzen sich in kirchlichen, politischen und gesellschaftlichen Strukturen für gerechte Verhältnisse und gewaltfreie Lösungen von Konflikten ein. **aho**

Bildungsverbot hat verheerende Folgen

Afghanistan Unicef, das Kinderhilfswerk der Vereinten Nationen, berechnete in einer Analyse, welche wirtschaftlichen Auswirkungen das Bildungsverbot für Mädchen in Afghanistan hat. Gemäss der Studie kostet das Verbot, das die Taliban im März einführten, das Land jährlich rund 2,5 Prozent seines Bruttoinlandprodukts.

Könnten die drei Millionen Mädchen, die derzeit nicht zur Schule gehen, ihre Sekundarschulbildung abschliessen und am Arbeitsmarkt teilnehmen, würden sie mindestens 5,4 Milliarden US-Dollar zur Wirtschaft beitragen. «Mädchen nicht mehr zur Sekundarschule zuzulassen verletzt nicht nur das Grundrecht der Mädchen auf Bildung. Es setzt die Mädchen auch einem grösseren Risiko von Ausbeutung und Missbrauch aus, dazu gehören unter anderem Kinderhandel sowie Früh- und Zwangsverheiratung», sagt Mohamed Ayoya, Repräsentant von Unicef für Afghanistan. «Afghanistan ist eine der komplexesten Krisen für Kinder. Und dies ist ein entscheidender Moment für eine ganze Generation.» **aho**

Ökumenischer Preis für Film aus dem Libanon

Filmfestival Kann Kunst die Welt retten? Mit dieser Frage beschäftigt sich der Gewinnerfilm der Ökumenischen Jury am Filmfestival Locarno. Der Dokumentarfilm «Tales of the Purple House» spürt im von politischen Unruhen, Wirtschaftskrisen und Korruption geschüttelten Libanon der Schönheit nach. Es ist eine Spurensuche des französisch-irakischen Regisseurs Abbas Fahdel und seiner Frau, der libanesischen Malerin Nour Ballouk, in ihrem eigenen lila Haus. Der Film eröffnete einen «persönlichen und poetischen Blick auf ein zerrissenes Land. Gleichzeitig zeigt er, dass das Alltagsleben trotz allem weitergeht und die Kunst und Schönheit dran teilhaben», begründet die Jury in einer Mitteilung ihren Entscheid.

Der Preis der Ökumenischen Jury in der Höhe von 20 000 Franken wird bereits seit dem Jahr 1973 verliehen. Der diesjährige Hauptpreis des Festivals ging an «Regra 34» der Regisseurin Julia Murat. **aho**

Er schüttelte den Staub von der Kirche ab

Porträt Mit Frank Worbs' Pensionierung tritt ein Urgestein des Kirchenmarketings ab. Der Leiter Kommunikation der Reformierten Kirche Aargau prägte deren Auftritt in der Öffentlichkeit.



Frank Worbs bewarb die Kirche mit viel Herzblut.

Foto: Johanna Bossart

Eine Klangschaale, Marienstatuen und ein Pokémon aus Plüsch: Frank Worbs' Büro im Verwaltungsgebäude der reformierten Landeskirche in Aarau verrät so manches über den Leiter Kommunikation. Die Klangschaale nimmt er gern mit in den Andachtsraum, um zu meditieren. Die vielen Marienstatuen sollen die «reformierte Strenge meines Arbeits-

umfelds herausfordern». Das grüne Dinosaurierwesen aus dem Handyspiel «Pokémon Go» steht als Symbol für zweierlei: seine Faszination für Digitales und für Spiritualität.

In «Pokémon Go» ist der aktuelle Aufenthaltsort des Spielers mit einem virtuellen Raum verbunden. «Das ist wie Religion», sagt Worbs. «Ich sehe hinter der sichtbaren Re-

alität etwas, was andere nicht sehen.» Noch immer schaut er ab und zu, wenn er unterwegs ist, auf dem Handy nach, ob es gerade ein neues Pokémon zu fangen gibt.

Ende September dieses Jahres wird Frank Worbs sein Büro nach 24 Jahren räumen. Er sagt: «Vor einem Jahr freute ich mich riesig auf die Pensionierung. Aber jetzt überwiegen gemischte Gefühle. Von heut auf morgen wird mich niemand mehr nach meinen Kompetenzen fragen.» Der grosse Mann zuckt mit den Achseln, seine blauen Augen blicken ernst. «Ich werde lernen müssen, damit umzugehen.»

Viel beachtete Kampagnen

1996 bat die Aargauer Landeskirche ihn, damals Pfarrer in Teufenthal und Journalist beim «Kirchenboten», ein Informationskonzept mit einer passenden Kommunikationsstelle zu schreiben. Die Kirche wollte häufiger in der Zeitung vorkommen. Worbs tat dies und bewarb sich gleich selbst für den Job.

Seither sorgte er dafür, dass die Medien nicht nur bei einem Skandal über die Kirche berichteten. Er schüttelte massgeblich den Staub vom Image der Kirche, indem er zahlreiche multimediale Kampagnen mit entwickelte, von denen einige viel Aufmerksamkeit generierten – etwa das «Kirchenglücksspiel», das für die Angebote der Kirche warb, mit 600 000 Rubbellosen.

«Immer wenn es um Öffentlichkeitsarbeit ging, hiess es: Ruf Frank an», sagt Pascale Huber, Geschäftsführerin der Reformierten Medien. «Die reformierte Kirche verdankt ihm das Verständnis für gutes Marketing.» Sie sei mit Worbs nicht immer einer Meinung gewesen, doch er sei stets ein transparenter, wichtiger Gesprächspartner geblieben.

Auch Nicolas Mori, Kommunikationsleiter der Zürcher Landeskirche und langer Weggefährte von Worbs, findet: «Frank gestaltete die kirchliche Kommunikation in der Schweiz prägend mit.» Besonders ausgezeichnet hätten ihn sein Gespür für die Wirkung politischer Kommunikation und sein Denken in grossen Zusammenhängen.

Das Einmischen der Kirche bei polarisierenden Themen wie Flüchtlingspolitik war für Worbs stets eine Knacknuss. Er ist einerseits überzeugt: «Die Kirche sagt, dass Gott diese Welt geschaffen hat und sie liebt. Deshalb muss sie sich auch zur Menschenwürde im Sinne der Botschaft Jesu äussern.» Sein Marketingherz allerdings wisse: «Die Leute freuen sich viermal, wenn wir sie in ihrer Haltung bestärken. Sind wir beim fünften Mal anderer Meinung, treten sie aus.» Dennoch ist Worbs sicher: «Die Kirche muss

politisch mitreden, das gehört einfach zu ihrer Glaubwürdigkeit.»

Er zerbrach sich oft den Kopf darüber, was die Kirche wie kommunizieren muss. Der Marketingspezialist sagt: «Die Kirche bietet grundsätzlich drei Produkte an: spirituell-religiöse Erlebnisse, Orte für Spiritualität und Gemeinschaft und die Unterstützung von Menschen in schwierigen Zeiten. Das zu bewerben, ist ganz schön kompliziert, denn Spiritualität ist ganz individuell.» Eine Organisation könne diese nicht einfach vermitteln.

Die PR der Kirche hat sich unter dem Einfluss von Frank Worbs stark verändert: vom einstigen Auftrag, die Zeitung in die Medien zu brin-

«Jetzt werde ich eine wichtige Rolle verlieren und mich neu entdecken müssen.»

Frank Worbs
Leiter Kommunikation Landeskirche

gen, hin zur Pflege der Beziehung zu den Mitgliedern. Worbs erklärt: «Die meisten Mitglieder tauchen nach der Konfirmation oder Beerdigung eines Angehörigen nicht mehr in der Kirche auf. Also müssen wir die Kontakte aufrechterhalten, wie eine Autofirma, die sich über Jahre regelmässig bei den Käufern ihrer Autos meldet.» Die letzte Kampagne, die er verantwortete, hiess denn auch «Lebenslang Mitglied bleiben».

Worbs war eine Epoche Mit Worbs' Abschied gehe eine Epoche zu Ende, sagt Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg. «Frank war unser personalisiertes institutionelles Gedächtnis. Ein zuverlässiger, empathischer und sehr treffsicherer Berater.»

Für die Zeit nach der Pensionierung hat der 65-Jährige bewusst keine konkreten Pläne gemacht. «Ich möchte lernen, auf die innere Stimme zu hören, die sagt, was für mich in diesem Leben noch wichtig ist. Jetzt werde ich eine wichtige Rolle verlieren und mich neu entdecken müssen.» **Anouk Holthuisen**

Frank Worbs im ausführlichen Interview:
[reformiert.info/worbs](https://www.reformiert.info/worbs)

Kirchenreform 26/30 schreitet voran

Landeskirche Vor einem Jahr lud die Reformierte Kirche Aargau die Öffentlichkeit ein, gemeinsam an der Zukunft der Institution mitzuarbeiten.

Unter dem Titel «Wie im Himmel – so im Aargau» lancierte die Reformierte Kirche Aargau vor einem Jahr einen umfassenden Veränderungsprozess. Sechs Aufbruchveranstaltungen an verschiedenen Orten im Kanton luden jedermann ein, sich an der Kirchenreform 26/30 zu beteiligen. Ziel der Auftaktveranstaltungen war es, Interessierte für Arbeitsgruppen zu gewinnen: klei-

ne, bunte und generationendurchmischte Gruppen, welche die aktuelle Lage der Kirche beurteilen und Ideen schmieden. Die Resultate sollen an der Synode im Jahr 2024 dazu dienen, Grundsatzentscheide zu fällen und einen Gesetzgebungsprozess in Gang zu setzen.

Vielfältig sind die Arbeitsgruppen in der Tat geworden. Seit einem Jahr diskutieren regelmässig kirch-

liche Mitarbeitende und Mitglieder der reformierten Kirche miteinander: Pfarrer und Sozialdiakoninnen, Rettungssanitäter, Lehrpersonen, Vikare und Architektinnen. Darunter ist auch Kirchenratspräsident Christoph Weber-Berg.

Neues in allen Bereichen

In sieben Themengebieten setzen sie sich mit den verschiedenen Bereichen der reformierten Kirche auseinander, darunter zum Beispiel die Botschaft der Kirche: Wie verkündet man zeitgemäss die biblische Botschaft, entwickelt man neue Formen von Spiritualität?

Die anderen Gruppen beschäftigten sich mit Handlungsfeldern, Personal und Diensten, Zugehörigkeit zu einer Kirchgemeinde, Strukturen, Digitalisierung sowie Immo-

bilien und Finanzen – letztere zwei wurden nun in einer Arbeitsgruppe zusammengeführt. Noch dringen keine konkrete Ideen nach aussen.

Jugendliche wissen, wie

Der Reformprozess in der Reformierten Kirche Aargau wird in der Kirchenlandschaft mit Interesse verfolgt. «Der die Ergebnisse des Aargauer Partizipationsprozesses werden wegweisend sein», sagt etwa Rita Famos, Präsidentin der Evangelischen Kirche Schweiz (EKS).

Mit der Kirchenreform befasste sich auch die Jugendgruppe B3 der reformierten Kirche Brittnau. Im Mai veröffentlichte sie auf Youtube den Kurzfilm «Frischer Wind für die Kirche», in dem sie darstellt, wie sich die leeren Kirchen wieder füllen könnten. **Anouk Holthuisen**

Die Würde der Nutztiere und die Wünsche der Kunden

Abstimmung Iris Menn von Greenpeace Schweiz will die Massentierhaltung verbieten. Bauernverbandspräsident Markus Ritter hingegen sagt, dass es diese in der Schweiz ja gar nicht gebe.



Iris Menn, Geschäftsführerin von Greenpeace, und Bauernverbandspräsident Markus Ritter im Gespräch über die Massentierhaltungsinitiative.

Fotos: Daniel Rihs

Die Massentierhaltungsinitiative weckt überdurchschnittlich starke Emotionen. Warum?

Markus Ritter: Tiere interessieren die Menschen. Wir haben 1,3 Millionen Katzen in der Schweiz, 600 000 Hunde und viele Nutztiere. Alle sind wir im Alltag mit Tieren in Kontakt. Zudem geht es bei der Initiative ums Essen, um Natur, um Biodiversität. Diese Themen betreffen uns alle.

Iris Menn: Bei der Massentierhaltungsinitiative geht es einerseits um die Würde des Tieres und um den Respekt, den wir Nutztieren entgegenbringen. Andererseits reagieren wir mit der Vorlage auch auf die Klimakrise und den Rückgang an Biodiversität. Das heisst, wir reden hier über unsere Lebensgrundlage und darüber, wie wir jetzt und in Zukunft Tiere halten und Tierprodukte erzeugen wollen. Das soll auch emotional sein.

Initiative gegen Massentierhaltung

Die Schweizer Stimmbevölkerung stimmt am 25. September über einen strengeren Tierschutz ab. Die Initiative fordert eine Verbesserung der Haltung von Nutztieren wie Schweinen und Hühnern. Neu müssten diese mindestens nach den Bio-Suisse-Standards von 2018 gehalten werden. Dabei würde den Betrieben eine Übergangsfrist von 25 Jahren gewährt. Die Vorgaben gälten auch für importierte Tierprodukte. Bundesrat und Parlament lehnen die Vorlage ab.

«Die Würde der Tiere wird in Grossbetrieben auch hierzulande systematisch missachtet.»

Iris Menn
Geschäftsführerin Greenpeace

Haustiere werden gehätschelt. Bei Nutztieren scheint es vielen egal zu sein, ob sie genug Platz, Beschäftigung und Bewegung hatten, bevor sie getötet werden. Weshalb gibt es diese Zwei-Klassen-Tierliebe?

Ritter: Sich um ein einzelnes Haustier zu kümmern, ist einfacher, als 100 Schweine zu halten. Da kann man nicht jedes Tier individuell betreuen. Bei der Nutztierhaltung müssen die Bedingungen so sein, dass die Tiere gesund sind und gedeihen. Das wird auch regelmässig kontrolliert. Bei den Haustierhalterinnen und -haltern gibt es sehr wenige Kontrollen. Missstände können unentdeckt bleiben.

Menn: Haustiere sind oft ein Teil der Familie. Wir kümmern uns direkt um sie. Anders sieht es bei der Tierproduktion aus: Davon sehen wir nur, was wir sehen wollen oder sollen. Die Werbung zeigt, wie Hühner

draussen im Stroh scharren oder Schweine auf einer Wiese herumtollen. Das suggeriert ein Bild der Schweizer Landwirtschaft, das oft nicht der Realität entspricht. Wir werden gezielt manipuliert.

Ritter: Da muss ich widersprechen. Hierzulande gibt es viele Betriebe, in denen die Tiere tatsächlich Familienanschluss haben. So etwa auch auf unserem Hof.

Sie führen auch keinen konventionellen, sondern einen Biobetrieb.

Ritter: In der Schweiz ist auch auf konventionellen Betrieben die Betreuung der Tiere sehr gut. Die Initiative verlangt, dass bei uns die Bioproduktion als Standard festgelegt wird. Das ist weder im Sinn der Landwirtschaft noch der Kundschaft. Somit müssten auch Importprodukte Biostandard haben, und nicht alle können sich teure Bioprodukte leisten. Das würde den Einkaufstourismus stark anheizen.

Menn: Die Polarisierung auf die beiden Enden, Produzentin und Konsument, versperrt die Sicht auf das Wesentliche. Wir sollten vielmehr die gesamte Produktionskette anschauen. Also auch die Futtermittelproduzenten und -händler oder die Grossverteiler. Diese beeinflussen die Produktion und die Preise wesentlich. Ebenso treibt die Politik mit ihrer Absatzförderung den Fleischkonsum an.

Die Initiativgegner sagen, dass es in der Schweiz gar keine Massentierhaltung gebe.

Ritter: Genau. Wir sind das einzige Land weltweit, das eine Höchstbe-

«Wir haben ein Tierschutzgesetz, das weltweit einzigartig ist. Darauf können wir stolz sein.»

Markus Ritter
Präsident Bauernverband

standesverordnung hat. Und wir haben deutlich kleinere Bestände als in der EU. So darf hierzulande ein Betrieb maximal 1500 Mastschweine halten. In Deutschland gibt es Höfe mit 60 000 Schweinen. Oder: In der Schweiz haben durchschnittliche Betriebe 7900 Masthühner. In umliegenden Ländern leben auf den Betrieben oft 50 000 bis 100 000 Hühner. Wir haben ein Tierschutzgesetz, das weltweit einzigartig ist. Darauf können wir stolz sein.

Menn: Da muss nun ich widersprechen. In der Schweiz gibt es sehr wohl Massentierhaltung. Richtig ist, dass die Schweiz das einzige Land ist, das die Würde der Tiere in der Verfassung festgeschrieben hat. Und ja, wir haben ein gutes Tierschutzgesetz. Aber auf dessen Umsetzung können wir nicht stolz sein. Denn auch hierzulande wird die Würde der Tiere systematisch missachtet.

Dies in den technisierten Grossbetrieben. In einem solchen Betrieb leben dann beispielsweise 27 000 Masthühner oder 1500 Schweine. Das ist Massentierhaltung.

Darf man als gläubiger Christ Tiere halten, um sie zu essen?

Ritter: Als Christen sollen wir verantwortungsvoll mit der Schöpfung umgehen. Die Tiere sind uns anvertraut. Wir können nur mit Rindern, Schafen und Ziegen die Grasflächen so nutzen, dass wir Produkte wie Milch und Fleisch bekommen, die für unsere Ernährung dienen. Gerade in der Bibel spielen Nutztiere immer wieder eine wichtige Rolle.

Was denken Sie, Frau Menn?

Menn: Die Aufforderung in der Genesis «Macht euch die Erde untertan» bedeutet aber auch: Wir Menschen sind in der Verantwortung, eine lebensspendende Ordnung zu schaffen, die zum Besten aller Lebewesen ist. Nur wenn wir uns als Teil der Natur verstehen, können wir die Landwirtschaft zukunftsgerichtet weiterentwickeln.

Ritter: Aber das tun wir doch längst. Die allermeisten Bäuerinnen und Bauern in der Schweiz sind sich dessen absolut bewusst und führen ihre Betriebe mit einem hohen ökologischen Anspruch. Dafür braucht es keine staatliche Planwirtschaft. Die Landwirtschaft muss das anbieten, was die Konsumenten essen wollen: Milchprodukte, Eier, Fleisch zu einem vernünftigen Preis. Ansonsten wird es im Ausland produziert und importiert. Wir können weder den Grossverteilern die Preise diktieren noch den Konsumentinnen und Konsumenten Produkte aufzwingen, die sie nicht wollen.

Vielleicht müsste diskutiert werden, ob in der Schweiz tatsächlich jährlich pro Kopf 50 Kilogramm Fleisch verzehrt werden müssen.

Ritter: Damit sind wir bei der unbeantwortbaren Frage, ob zuerst das Huhn oder das Ei war. In der Schweiz wird seit Jahren die Landwirtschaft immer stärker reguliert, weil man glaubt, damit andere Probleme lösen zu können. Im Moment hat die Bioproduktion zwölf Prozent Marktanteil. Mit der Vorgabe der Initiative, im tierischen Bereich nur noch biologisch zu produzieren, sind wir offensichtlich weit weg vom aktuellen Kaufverhalten.

Menn: Von den rund 55 000 Betrieben wären bei einem Ja zur Initiative rund 3000 Grossbetriebe betroffen. Dort leben Masthühner auf der Fläche eines A4-Blattes und sehen zeitlebens nie den Himmel. Tierfutter muss importiert werden, was zu Abhängigkeit vom Ausland führt. Das Ernährungssystem und unsere tiergetriebene Esskultur sind nicht zukunftsfähig. Ja – 50 Kilogramm Fleisch pro Kopf und Jahr, das ist zu viel. Interview: Mirjam Messerli, Katharina Kilchenmann

Iris Menn, 51

Iris Menn ist Geschäftsleiterin bei Greenpeace Schweiz. Seit ihrer Jugend ist sie für den Umwelt- und Naturschutz engagiert. Sie studierte Biologie und war als Meeresbiologin auf der Nordseeinsel Sylt tätig.

Markus Ritter, 55

Markus Ritter ist Biobauer auf seinem eigenen Landwirtschaftsbetrieb in Altstätten, studierter Wirtschaftsingenieur, seit 2011 ist er Nationalrat (Die Mitte, SG), seit 20 Jahren Präsident des Bauernverbands.

Der Schmelzpunkt der Landes- und Freikirchen

Bildung Das Theologisch-Diakonische Seminar in Aarau bietet in der Deutschschweiz die einzige umfassende Ausbildung für Sozialdiakone. Die theologische Ausrichtung ist je nach Dozent landes- oder freikirchlich. Ist das ein Problem?

24 Frauen und Männer zwischen 20 und 56 Jahren haben in der zweiten Augustwoche ihre Ausbildung am TDS Aarau, Höhere Fachschule Theologie, Diakonie, Soziales, begonnen. Sie alle eint der Wunsch, Menschen zur Teilhabe in der Gesellschaft zu animieren, an der Nahtstelle zwischen Sozialarbeit und Verkündigung: Wer das TDS absolviert, arbeitet in der Regel im kirchlichen Umfeld, leistet seelsorgerliche Begleitung und gestaltet partizipative Freizeitangebote für alle Generationen.

Seit 2016 bietet das TDS zusätzlich die Ausbildung Gemeindeanimation HF an. Wer sie absolviert, kann auch in einer politischen Gemeinde oder säkularen Organisation tätig sein, das zweite Praktikumsjahr muss ausserhalb der Kirche stattfinden. Die Studierendenzahlen haben sich deutlich erhöht, die Ausbildung erweitert die beruflichen Perspektiven.

Mehrheit aus Landeskirche

In der Deutschschweiz ist das TDS Aarau die einzige Ausbildungsstätte mit einem integrierten Ausbildungsangebot für sozialfachliche und kirchlich-theologische Qualifikationen. Bis vor zwölf Jahren gab es für angehende Sozialdiakone als Alternative noch die Schule für Diakonie in Greifensee, die jedoch mit der Professionalisierung des Berufs die Anforderungen, die für die eidgenössische Anerkennung gestellt wurden, nicht schnell genug zu erfüllen vermochte.

Während die Schule in Greifensee klar landeskirchlich geprägt war, kommen im TDS verschiedene theologische Strömungen zusammen, landeskirchliche und freikirchliche, was im Kursprogramm und in der Zusammensetzung der Dozenten sichtbar wird. Dies charakterisierte das TDS von Anfang an: 1960 gründeten drei Aargauer Pfarrer der reformierten Landeskirche die Schweizerische Evangelische Bibelschule, alle waren sie pietistisch geprägt, betrachteten die Bibel als ihre Lebensrichtschnur.

Für Diakonie Schweiz, die Dachorganisation für Diakone der reformierten Landeskirchen, ist die theologische Mischung des TDS «kein grosses Thema». Präsident Beat Maurer sagt: «Das TDS vermittelt in erster Linie eine sozialdiakonische Ausbildung, der Schwerpunkt liegt nicht auf der Theologie. Die meisten Sozialdiakone und -diakoninnen in der Aargauer Landeskirche haben ihre Ausbildung dort absolviert, und ihre Arbeit wird geschätzt.» Die Titellurkunde von Diakonie Schweiz erhalte nur, wer eine Praxisausbildung in einer landeskirchlichen Institution gemacht habe.

Laut TDS-Schulleiter Christoph Schwarz haben die verschiedenen kirchlichen Sozialisierungen der Studenten im Ausbildungsbetrieb einen positiven Effekt. «Natürlich gibt es viele Diskussionen rund um theologische Fragen», sagt er. «Aber letztlich erweitert das den Horizont.» Die Mehrheit der Studierenden komme aus der Landeskirche, die landeskirchliche Prägung habe tendenziell zugenommen. «Wer die Ausbildung berufsbegleitend macht, findet eher in der Landeskirche als in einer Freikirche eine Arbeit. Letztere können oftmals gar keine bezahlten Stellen anbieten.»

Immer mehr Fundraising

Angesichts der grossen Umwälzungen in der Kirche und der schwindenden Mitgliederzahlen beschäftigt sich das TDS derzeit intensiv mit der Frage, was mit der Sozialdiakonie geschieht, wenn die Budgets immer kleiner werden. So wurde unter anderem die Ausbildung im Bereich Fundraising ausgebaut: Sozialdiakone lernen, selbst Gelder für Projekte zu generieren.

Im Mai fand zudem ein Strategietag statt. Ein Resultat ist die Idee, Weiterbildungsmöglichkeiten auszubauen und Beratungsangebote für kirchliche Mitarbeitende zu schaffen. Christoph Schwarz: «Wir haben im TDS in 62 Jahren sehr viele Kompetenzen entwickelt. Als Institution sollten wir sie verstärkt nach aussen tragen.» Anouk Holthuizen



Sie möchte Perspektiven vermitteln

«Ich habe eine Ausbildung als Fachfrau Gesundheit, doch ich arbeitete nicht lange in diesem Beruf. Schon von klein auf faszinierte mich die seelsorgerliche Arbeit, das Vermitteln von Perspektiven, Menschen wachsen zu sehen. Nachdem ich zwei Jahre in Argentinien in einem Missionsprojekt mit Kindern und Jugendlichen arbeitete, habe ich voller Freude meine Ausbildung am TDS begonnen. Meine berufliche Zukunft kann ich mir in, aber auch ausserhalb des kirchlichen Umfelds vorstellen. Die Arbeit ist mir wichtig, weniger die Institution.»

Nadine Zaugg, 24, Bassersdorf, macht derzeit die Vollzeitausbildung am TDS



Er will eine Gemeinschaft mit Genuss

«Vor drei Jahren noch wäre es mir nie in den Sinn gekommen, eine Ausbildung zum Sozialdiakon zu machen. Ich bin leidenschaftlicher Koch. Doch dann, als ich nach einer Rückenoperation im Spital war, entdeckte ich den Glauben, folgte Jesus nach, trat einer Freikirche bei und liess mich im Januar taufen. Nun möchte ich den Glauben mit meiner Arbeit verbinden: Ich wäre gern in der Gassenarbeit tätig und gleichzeitig als Koch. Mein Traum ist ein eigenes Restaurant, wo alle Menschen Gemeinschaft finden können und dabei gut essen.»

Oliver Lutz, 21, Steffisburg, macht derzeit die Vollzeitausbildung am TDS

Fotos: Andrea Zahler

Überraschend, aber etwas blutleer

Buchkritik Catherine Meyer beschreibt in ihrem Buch «Beben über der Reuss» die Reformationszeit aus der Sicht von Heinrich Bullingers Frau Anna.

Es ist das Jahr 1532. Der Reformator Heinrich Bullinger ist mit seiner Familie von Bremgarten nach Zürich gezogen und wirkt am Grossmünster als Nachfolger von Zwingli. Dieser ist kurz nach Beendigung seiner Bibelübersetzung im Zweiten Kappelerkrieg umgekommen. Bullinger, sein enger Vertrauter im Aargau, hatte zuvor dort die Reformation vorangetrieben, bevor er nach dem Sieg der Katholiken das Städtchen verlassen musste.

In ihrem historischen Roman «Beben über der Reuss» schildert die

Historikerin Catherine Meyer diese Jahre des Umbruchs im Aargau und in Zürich kenntnis- und detailreich. Und zwar aus der Sicht von Bullingers Frau Anna. Die ehemalige Nonne begann an der Seite ihres Mannes mit wohlwollender Unterstützung vom Abt des Klosters Muri, aufmüpfige theologische Texte von Frauen zu sammeln und in Bremgarten Mädchen beider Konfessionen zu unterrichten. Sie schulte die jungen Frauen nicht nur im Glauben, sondern auch sprachlich, geschichtlich und politisch. Als Non-

ne hatte sie selbst vor der Heirat eine gute Bildung genossen. Ausserhalb der Klostermauern waren Frauen aber auf Hausarbeit und Kindererziehung reduziert, Bildung erhielten sie keine.

Persönlicher Bezug

Das ist ein Verdienst dieses Buchs: Es macht plausibel, dass die Reformation nicht nur Fortschritt bedeutete. Für zahlreiche Frauen wurde sie zum Rückschritt. Die Bildungsstätte Kloster ging verloren.

Und man erfährt noch anderes. Die Reformation war im Aargau eine Zeit der blutigen Machtkämpfe, der Verfolgungen, der Entmachtungen. Denn die wohlhabenden katholischen Äbte und Mönche hatten einiges zu verlieren: Macht, Reichtum, aber auch ein sorgenfreies und folgenloses Sexualleben. An jährlichen Festen mit Nonnen wurde hemmungslos gesündigt und reichlich Nachwuchs gezeugt.

Dass diese Informationen aus der Sicht einer Frau aufgezeichnet werden, ist ein Gewinn. Die Autorin befasste sich Jahre mit dem Stoff. Sie hat einen besonderen Bezug zu einem wichtigen Ort in der Geschich-

Das Buch macht plausibel, dass die Reformation nicht nur Fortschritt bedeutete.

te, dem Muri-Amthof. Ihr Ururgrossvater hatte 1870 den ehemaligen Amtssitz der Äbte des Klosters Muri gekauft, Catherine Meyer wuchs in jenem Haus auf. Dass sie von der Geschichte besonders fasziniert

ist und sich intensiv damit auseinandersetzt, kauft man ihr ab. Leider finden sich ihre Erinnerungen in kurzen, wenig aussagekräftigen Häppchen, was störend wirkt. Wirkungsvoller wären etwa Bilder des Hauses oder der Protagonisten gewesen. Sie fehlen wie Stammbäume des weitläufigen Personals. Ein Plus ist hingegen eine Zeittafel.

Alles in allem: eine interessante Lektüre, wenn auch über weite Strecken etwas blutleer. Viel historisches Wissen, aber wenig Quelleninfos zu überraschenden Details wie Geburtenregelung, die partnerschaftliche Ehe der Bullingers und die Auswüchse des Klosterlebens. Ausnahmsweise wären Fussnoten hilfreich. Oder dann die Geschichte als packender Roman: kraftvoll und historisch verankert – aber ohne belehrenden Unterton. Rita Jost

Catherine Meyer: Beben über der Reuss. Verlag eFeF, 2022, 340 Seiten, Fr. 35.90

DOSSIER: Holocaustüberlebende aus der Ukraine

Das Grenzland zwischen Grossmächten

In der Ukraine sind sich seit jeher Völker aus unterschiedlichen Kulturkreisen begegnet. Auch Juden liessen sich hier nieder, ihre Kultur kam zu hoher Blüte. Der Zweite Weltkrieg setzte den jüdischen Gemeinden jedoch ein brutales Ende.

«Wenn ich einmal reich wär», singt Tevje, der Milchmann, mit gemütvolltem Bariton in «Anatevka». Das 1964 in New York uraufgeführte Werk gehört bis heute zu den weltweit am meisten aufgeführten Musicals, und das Lied vom reichen Mann hat sich als Evergreen in ungezählten Ohren eingenistet.

Die Handlung nach einem Roman von Scholem Alejchem erzählt von einer jüdischen Gemeinschaft um 1905 im fiktiven Ort Anatevka. Der Ort liegt in der Ukraine beziehungsweise in jenem Teil, der unter der Herrschaft des Zaren von Russland steht. Andere Teile des Landes gehören zu jener Zeit zur Monarchie Österreich-Ungarn. Und die Menschen, die in Anatevka leben, sind weder Russen noch Ukrainer, sondern polnische Juden.

Wechselvolle Geschichte

So ist «Anatevka», auch bekannt als «Der Fiedler auf dem Dach», ganz nebenbei eine Geschichts- und Kulturlektion über ein Land mit einer komplexen Vergangenheit und einem einstmals blühenden jüdischen Kulturleben. Dieses erreichte seinen Höhepunkt in der Mitte des 19. Jahrhunderts, geriet schon im zaristischen Russland unter Druck und fand mit dem Zweiten Weltkrieg definitiv ein brutales Ende.

Schon der Name Ukraine sagt etwas über die wechselvolle Geschichte des Landes aus. Das ostslawische Wort bedeutet «Grenzland». Grenzterritorien sind naturgemäss stark frequentiert und oftmals auch umkämpft. In der Antike war die Ukraine Siedlungs- und Transitland unterschiedlicher Völkerschaften, so

Griechen, Hunnen, Germanen, Mongolen und Slawen.

Im Mittelalter gehörte das Land zur Kiewer Rus, einem Zusammenschluss von osteuropäischen Fürstentümern, aus dem dann das russische Zarenreich hervorging. Im

Die als Shtetl bezeichneten Stadtteile wurden zum Hort des jüdischen Lebens in Osteuropa.

späten Mittelalter geriet der westliche Teil der Ukraine unter polnische Herrschaft, im Osten blieb der russische Einfluss dominant.

Blüte unter Österreich

Dass in der Ukraine gerade auch die jüdische Kultur zur Blüte kam, liegt daran, dass im Königreich Polen für die Juden umfangreiche Glaubens- und Handelsfreiheit galt. 1772 ging der Süden der polnischen Ukraine an Österreich, der Norden an Russland, doch in beiden Gebieten konnte die jüdische Kultur weiterhin gedeihen. In vielen Städten gab es jüdi-

sche Stadtteile, jiddisch «Shtetl», die zum Hort osteuropäisch-jüdischen Lebens wurden.

Starke kulturelle Kräfte entfalten sich auch in der Bukowina, einer ukrainischen Region unter österreichischer Herrschaft. Deutsch und jiddisch sprechende Siedler kolonisierten auf kaiserliche Einladung das «Buchenland» und trugen zum wirtschaftlichen Aufschwung im 19. Jahrhundert massgeblich bei. Die Bukowina wurde als aufstrebende Region zum österreichischen Herzogtum erhoben, mit der Hauptstadt Czernowitz.

Appelfelds Erinnerungen

Die deutschsprachige Kultur in Czernowitz war vor allem von deutsch assimilierten Juden geprägt. Aus ihren Reihen gingen einige bedeutende Literatinnen und Literaten hervor, etwa der Lyriker Paul Celan (1920–1970) oder die Lyrikerin Rose Ausländer (1901–1988). Von seiner Kindheit als Sohn einer jüdischen Familie, die in der Nähe von Czernowitz lebte, berichtet Aharon Appelfeld in seinem Buch «Geschichte eines Lebens». Die Idylle mit Erdbeeren, fahrenden Musikanten, dem Gang in die Synagoge und Aufenthalt beim begüterten und gebildeten Gutsbesitzer Onkel Felix endet dramatisch mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs.

Aharon ist acht, als die Nazis seine Mutter ermorden. Er kommt nach einem Todesmarsch ins Getto und dann ins Konzentrationslager, überlebt beides, schlägt sich unter widrigsten Umständen durch, gelangt an der Adria in die Obhut der Alliierten und von dort nach Israel.

Dieser autobiografische Bericht steht für das Schicksal ungezählter Jüdinnen und Juden in Osteuropa. Die Ukraine war zur Zeit des Zweiten Weltkriegs eine Sowjetrepublik, wurde 1941 aber von der deutschen Wehrmacht besetzt. Die Juden

Das reiche literarische Leben in Czernowitz war vor allem von deutsch sprechenden Juden geprägt.

gerieten in die Vernichtungsmaschinerie des Dritten Reiches.

Die Ermordung der jüdischen Bevölkerung erfolgte in der Ukraine durch Massenerschiessungen. Dabei starben zwischen 1,5 und 2 Millionen Juden. Nach dem Krieg kam die Ukraine wieder zur Sowjetunion, seit 1991 ist das Land unabhängig, und in vielen Städten existieren kleine jüdische Gemeinden.

Von der ehemaligen jüdischen Hochblüte in der Ukraine bleiben Berichte, Bücher, ein Musical – und die Erinnerung an zahlreiche tragische Schicksale. Hans Herrmann

Manche bleiben, viele aber flüchten

Als Kinder erlebten sie den Krieg, nun bedroht er sie erneut. Für die letzten Holocaustüberlebenden der Ukraine stellte sich in den vergangenen Monaten die Frage: Gehen oder bleiben? Im westukrainischen Czernowitz entschieden sich viele für Letzteres. Ihnen hilft die Gamaraal-Stiftung, gegründet von Anita Winter aus Baden. Diese Stiftung unterstützt seit 2014 Holocaustüberlebende in der Schweiz und leistet Bildungsarbeit durch Ausstellungen und Zeitzeugengespräche. Vor drei Jahren hat sie ihre Arbeit auf die Ukraine ausgeweitet und hilft vor allem in Czernowitz Holocaustüberlebenden finanziell und mit medizinischen Gütern. Die Stiftung und ihr Mitarbeiter vor Ort ermöglichen den Videokontakt zu Klara Kaz.

In Berlin in Sicherheit

Die Gamaraal-Stiftung arbeitet auch mit der Jewish Claims Conference (JCC) zusammen, die Holocaustüberlebende im ganzen Land unterstützt. Die JCC organisierte zahlreiche Evakuierungen ins Ausland. So kommt es, dass Dutzende Holocaustüberlebende in Deutschland, dem Land der einstigen Täter, Zuflucht gefunden haben. Einer von ihnen ist Wenjamin Erachmilewitsch. Er wohnt nun im Altenzentrum «Erfülltes Leben» in Berlin. «reformiert.» konnte ihn besuchen und auch mit Thomas Böhlke, dem Leiter des Zentrums, sprechen.

Interviews mit Anita Winter und Thomas Böhlke: reformiert.info/holocaust

Ein ukrainischer Ambulanzwagen fährt auf die polnische Grenze zu. Auf einer Liege im Innern Wenjamin Erachmilewitsch, begleitet von seiner Frau Tamara. An diesem sonnenigen Tag Ende März hat der 84-jährige schon neun Stunden Fahrt hinter sich. Er muss liegen, denn er ist beträchtlich gehbehindert. Das Ziel der Fahrt: Berlin.

Seine grösste Sorge sei, dass er irgendwem zur Last fallen könnte, sagt er während einer Pause einem ARD-Fernsehteam, das auf der Reise dabei ist. Wenjamin Erachmilewitsch stammt aus der ostukrainischen Stadt Dnipro. Er ist einer von zahlreichen Holocaustüberlebenden, deren Ausreise jüdische Organisationen in den vergangenen Monaten arrangierten. Im Berliner Altenpflegezentrum «Erfülltes Leben» wird er einer von zwölf betagten jüdischen Gästen sein.

Drei Monate nach der Ankunft in Deutschland betritt er den gelb gestrichenen Konferenzraum im Pflegezentrum der Volkssolidarität. Er trägt einen grauen Vollbart und eine eckige, leicht getönte Brille. Vorsichtig geht er am Stock, an seiner Seite seine Frau und die Pflegeleiterin, die das Gespräch für «reformiert.» übersetzen wird. Wenjamin Erachmilewitsch erzählt von zwei Evakuierungen, einer zu Lebensbeginn, einer gegen Lebensende.

Schlafen auf dem Lehmofen

Drei Jahre alt war er, als 1941 die ersten Bomben auf die Stadt fielen, die damals noch Dnipropetrowsk hiess. «Meine Mutter, meine Grossmutter und ich suchten Schutz in einem Bachlauf», erinnert er sich. Der Vater kämpfte als Marineoffizier in der sowjetischen Armee. Kurz nach den Bombardierungen packten Mutter und Grossmutter zusammen. Die sowjetische Armee brachte sie nach Sibirien.

«Ich hatte als einziges Spielzeug einen kleinen Keramikhund mitgenommen», erzählt Wenjamin Erachmilewitsch. «Er begleitete mich den ganzen Krieg hindurch.» Zwei Wochen dauerte die Reise durch Kasachstan und den Ural in einem Güterzugwagen. Mehrfach musste der Zug seine Fahrt wegen Bombardierungen unterbrechen.

In Sibirien kam die Familie bei einer einheimischen Frau unter. Mutter, Grossmutter und Kind schliefen in der Küche auf einem Lehmofen, weil es dort am wärmsten war. Es seien ärmliche Verhältnisse gewesen, erzählt Wenjamin Erachmilewitsch. «Aber ich erinnere mich daran, dass uns die Frau gefrorene Milch gab, das schmeckte fast wie Eiscreme und war etwas ganz Besonderes.» Er lächelt.

Schutthaufen und Hunger

Als der Vater verwundet zu seiner Familie zurückkehrte, brachte er sie nach Magnitogorsk, einer Stadt am Ural. «Wir lebten in einer Baracke mit vielen Familien, jede in einem Zimmer.» Eine vergleichsweise komfortable Unterbringung, dank der Armeezugehörigkeit des Vaters. Welcher Arbeit die Eltern nachgingen, weiss der 84-Jährige nicht mehr. «Wir Kinder gingen im Winter jeweils Schlitten fahren», sagt er. In der Baracke kam das zweite Kind der Familie zur Welt, eine Tochter.

Die Familien nahmen untereinander Anteil an den verschiedenen Schicksalen. Wenjamin Erachmilewitsch erinnert sich an die Nachricht über die Befreiung von Dnipropetrowsk, das war im Oktober 1943. «Diese Freude! Alle Bewohner trafen sich in den Gängen, umarmten und gratulierten einander.»

Es ist die Zeit nach dem Krieg, die ihm als besonders hart in Erin-

In Sibirien den Holocaust überlebt

Die Evakuierung rettete Wenjamin Erachmilewitsch einst das Leben. Nun wurde er erneut in Sicherheit gebracht – ins Land der einstigen Täter.



sprochen worden. Unter Stalin seien die Repressionen gegen prominente Juden und andere Teile der Bevölkerung zu gross gewesen, später habe sich die Lage gebessert.

«Aber erst seit dem Fall der Sowjetunion ist der Holocaust wirklich Thema», sagt Wenjamin Erachmilewitsch. Ein Mahnmahl am jüdischen Friedhof in Dnipro – so heisst die Stadt jetzt – erinnert mittlerweile an die Opfer. In der viertgrössten Stadt der Ukraine steht heute das grösste jüdische Kulturzentrum der Welt, finanziert von einem ukrainisch-jüdischen Oligarchen.

Bis zum Einmarsch Russlands in die Ukraine im Februar hätte sich Wenjamin Erachmilewitsch nicht vorstellen können, die Stadt noch einmal zu verlassen. Dort hatte er seine Frau kennengelernt, zwei Söhne bekommen, später Enkel und einen Urenkel. Seine Frau habe die Evakuierung nicht gewollt, sagt er und blickt zu ihr hinüber. «Aber ich hätte sie nicht beschützen können. Ich kann kaum laufen, bei Bombenalarm sind wir nicht schnell genug im Keller.»

Sehnsucht nach der Heimat

Der Familienrat entschied schliesslich, dass das Ehepaar das Angebot der Jewish Claims Conference zur Evakuierung annimmt. Das Gastland konnte die Familie nicht mitbestimmen. Dass es ausgerechnet nach Deutschland ging, dem Land der einstigen Täter, bereitete dem Ingenieur aber keine Sorgen. In den 90er-Jahren sei er einmal auf Geschäftsreise in Deutschland gewesen. «Da sah ich, dass sich das Land sehr verändert hat.»

Im Altenzentrum wohnt das Ehepaar nun in einem Studio mit Küche und Bad. Sie seien bestens

«Wir hatten immer Hunger. Wir Kinder gingen oft zur Ausgabestelle, nur um das Brot zu riechen.»

Wenjamin Erachmilewitsch
Holocaustüberlebender

versorgt, hätten jegliche Unterstützung, sagt er. Auch prominenter Besuch war da: Der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier sprach im April mit den Holocaustüberlebenden. Doch der Verlust der Heimat wiegt schwer, ebenso die Ängste um Familie und Freunde. Während sich die Enkelkinder teils nach Polen in Sicherheit bringen konnten, blieben die Söhne im Land. Einer kümmere sich in Dnipro um Flüchtlinge aus anderen Landesteilen, sagt der Vater, der andere sei in Lwiv im Militär.

Zu Kriegsbeginn und Mitte Juli wurde Dnipro bombardiert. Die Bilder von Schutt und Asche und der Hunger: Für Wenjamin Erachmilewitsch ist beides so präsent wie lange nicht mehr. «Ich habe im Zweiten Weltkrieg kaum vorstellbare Armut gesehen», erzählt er. Jetzt liege die Wirtschaft erneut am Boden, «alles ist kaputt».

Er schüttelt den Kopf. Trotzdem, fügt er an, trotzdem wolle er zurückkehren, die Stadt noch einmal wiedersehen. «Es ist doch unsere Heimat!» Cornelia Krause

Sie ist geblieben. Klara Kaz, kurze graue Haare, weisses T-Shirt, sitzt im Wohnzimmer ihrer Wohnung in Czernowitz. Auf dem Tisch stehen ein Teeservice und Gebäck für den Übersetzer. Vier Monate zuvor hat die russische Armee die Ukraine überfallen. Czernowitz, im Westen des Landes, ist seitdem ein Hort für Menschen auf der Flucht. Menschen, die sich vor den Kämpfen im Osten in Sicherheit bringen, vor Bomben auf Kiew, Charkiw, Odesa. Es ist der zweite Krieg im Leben von Klara Kaz.

Über Videoschaltung erzählt sie vom ersten: Sechs Jahre war sie alt, ein Kind von vieren. Acht Tage bevor der Krieg nach Czernowitz kam, hatte die Mutter noch einen Sohn zur Welt gebracht. «Ich erinnere mich ans Geräusch einschlagender Granaten. Eine Mühle brannte, und meine Mutter rief: «Krieg, es ist Krieg!» Dann kamen sie in die Stadt, erst die deutschen Truppen, dann die Rumänen.»

Ins Getto verbannt

Klara Kaz ist heute 87 Jahre alt, sie ist eine der letzten jüdischen Holocaustüberlebenden, die sich ans Getto in ihrer Heimatstadt erinnern. Vor zwei Jahren ging sie noch einmal durch die Gassen, die Soldaten einst mit Stacheldraht vom Rest der Stadt abgetrennt hatten. Sie zeigte die alten Häuser einer Filmcrew für eine Dokumentation.

Als ihre Familie 1941 ins Getto gebracht wurde, hatten die Eltern nur das Nötigste mitnehmen können: Windeln und Unterwäsche für die Kinder und den Säugling. «Meine Mutter trug das Neugeborene auf dem Arm, der Grossvater meinen Bruder Jaschenka, den er sehr liebte. Ich konnte allein laufen, wollte aber die Hand eines Erwachsenen halten», erinnert sie sich.

Am Tag, an dem die Soldaten die jüdischen Bürger zusammentrieben, regnete es in Strömen. Eine Bekannte entdeckte die Familie in der Menge. Sie hatte schon vor dem Krieg in einer jener Strassen gewohnt und nahm die Familie Kaz zu sich. Zu neunt lebten sie fortan in einem Zimmer: die Eltern und Geschwister, der Grossvater, eine Tante und deren Tochter.

Klara Kaz holt ein Bild aus dem Regal und hält es in die Kamera. Eine Künstlerin hat es gezeichnet, in dunklen Farben, Blau, Braun, Grau. Es zeigt die Familie Kaz nachts auf der Flucht. Denn das Getto war nur ihre erste Station. Wie lange die Familie dort blieb, weiss Klara Kaz nicht mehr. «Irgendwann kamen Soldaten, und wir mussten uns in Kolonnen aufstellen. Sie brachten uns zum Bahnhof.» Der Weg: ein Todesmarsch. «Wer stolperte oder hinfiel, wurde erschossen», sagt sie mit Tränen in den Augen.

Im Viehwagon in ein Lager

Am Bahnhof standen Viehwaggons bereit, der Platz auf dem Boden war knapp. Ein Eklat kostete den Vater fast das Leben. Er bat eine Frau mit mehreren Taschen darum, mehr Platz für seine Familie zu machen. «Die Frau war ausser sich, fing an zu schreien. Daraufhin zerrten rumänischen Soldaten meinen Vater aus dem Wagon, traten ihn mit Kolben, Stiefeln, Fäusten.» Zwei deutsche Soldaten griffen ein. «Sie sagten: «Erschiesst ihn oder lass ihn gehen!» Sie liessen von ihm ab. Die Mitreisenden versorgten die Wunden des Vaters mit nassen Tüchern. Die Reise ins Ungewisse begann.

Sie führte in die Region Winnjzja am Fluss Südlicher Bug. Heute erinnert dort wenig an die Gräueltaten des Zweiten Weltkriegs. Die Stadt Winnjzja arbeitet eng mit Zürich

Als Sechsjährige im Czernowitzer Getto

Hunger, Krankheiten, Erschiessungen: Klara Kaz erinnert sich an die Lager für Juden in Transnistrien. Sie verlor dort zahlreiche Familienangehörige.



Illustrationen: Corinna Staffa

zusammen, die ausrangierten ZVV-Karpen-Trams drehen dort ihre Runden. Während des Zweiten Weltkriegs aber trieben 40 Kilometer südlich von Winnjzja die mit den Deutschen verbündeten Rumänen die Juden im Dorf Petschera zusammen. Die Bedingungen dort seien überaus schlimm gewesen, erinnert sich Klara Kaz. «Bei jedem kleinsten Verstoß gegen Regeln wurde man erschossen.»

Eines Tages mussten sich alle Lagerbewohner aufstellen, die Familie Kaz stand in der elften Reihe. Die Wachmänner hätten die Menschen der ersten zehn Reihen aus dem Lager begleitet, sagt Klara Kaz. «Dann hörten wir die Schüsse. Sie hämmerten bis in den Abend hinein.» In

der Nacht habe ihr Vater das Massengrab gesucht. «Er sagte, der Boden habe sich dort angehoben, da es Menschen gab, die lebend begraben worden waren.» Der Vater fand einen Jungen, etwa elfjährig, der unversehrt aus dem Grab herausgekommen war. Seine Mutter hatte ihm gesagt, er solle sich tot stellen, und ihn in die Grube gestossen, ihr Leichnam rettete das Kind.

Keine Rettung für das Baby

Anders als in deutschen Konzentrationslagern pflegten die Häftlinge Kontakte nach draussen und arbeiteten für Einheimische – gegen Kartoffeln, Karotten, Brot. Klara Kaz' Vater gelang es, dem Jungen einen Unterschlupf im Dorf zu vermitteln.

gern verbreitet. Hinzu kam der Hunger. Erst in Mohyliv-Podilskij, dem letzten mehrerer transnistrischer Lager, die die Familie Kaz durchlaufen musste, besserte sich die Situation. «Hier gab es wenigstens täglich etwas zu essen.»

An die Befreiung des Lagers 1944 kann sich Klara Kaz gut erinnern. Es hatte sich herumgesprochen, dass die sowjetischen Truppen vorrückten. Die Familie versteckte sich in einem Keller, um nicht noch von den bedrängten Besatzern erschossen zu werden. «Es war feucht, dunkel und kalt. Plötzlich ging die Tür auf. Wir Kinder gingen an zu weinen. Aber die Soldaten riefen: «Habt keine Angst! Wir sind sowjetische Soldaten.» Einer sei die Treppe heruntergestiegen. Klara Kaz erinnert sich an seinen Umhang mit dem roten Stern, dessen Saum im Luftzug flatterte. «Wir rannten alle zu ihm, umarmten und küssten ihn», erzählt sie und lächelt.

Schwieriges Gedenken

Nach der Befreiung kehrte die Familie zu Fuss nach Czernowitz zurück. Während der Nachkriegsjahre sei der Holocaust öffentlich nicht thematisiert worden, führt Klara Kaz aus. Der Grund: Alle Nationalitäten sollten zu einer sozialistischen Gesellschaft zusammengeschweisst werden. «Dabei sollte nicht der Eindruck entstehen, dass eine Bevölkerungsgruppe mehr gelitten habe als eine andere.»

Die Eltern bekamen drei weitere Kinder. Die Familie bemühte sich, ihrer Toten zu gedenken, doch es war schwierig. Einmal reisten sie an die Orte der Lager zurück. Doch ihre Kerzen konnten sie nur an Massengräbern aufstellen. Die genauen Todestage kannten sie nicht. «Wir

«Es sollte nicht der Eindruck entstehen, eine Gruppe der Bevölkerung habe mehr gelitten als eine andere.»

Klara Kaz
Holocaustüberlebende

hatten keinen Kalender im Lager. Oft wusste wir nur, in welchem Monat sie gestorben waren», sagt Klara Kaz und schweigt.

Ans Nachkriegsleben erinnert sie sich gern. Sie konnte studieren. Während der Vater noch in die Synagoge ging, integrierten sich die Kinder vollständig in die atheistische Sowjetgesellschaft. Klara Kaz wurde Lehrerin, jahrzehntlang unterrichtete sie Kinder in ukrainischer und russischer Literatur.

Eigene Kinder hat sie nicht. Seit vor einigen Jahren ihr Bruder starb, ist sie in Czernowitz allein. Die drei jüngeren Geschwister emigrierten in den 90er-Jahren nach Israel. Der Krieg in der Ukraine wecke Erinnerungen, sagt Klara Kaz. «Er bringt mich zum Weinen.» Keine Partei werde von ihm profitieren, ist sie überzeugt. Zweimal boten ihr jüdische Organisationen als Holocaustüberlebende eine Evakuierung ins Ausland an. Trotz der ungewissen Zukunft lehnte sie ab. «Das hier ist meine Heimat. Und was kommt, das kommt.» Cornelia Krause; Mitarbeit: Wadim Kolotuschkin

«Die Not der Juden wurde ausgenutzt»

Der Historiker Frank Golczewski sagt, warum der Holocaust in der sowjetischen Erinnerungskultur kaum eine Rolle spielte. Und weshalb der kommunistische Diktator Josef Stalin die Gründung Israels förderte und doch vom christlichen Antisemitismus geprägt blieb.

In der historischen Aufarbeitung des Holocaust ist die Ukraine ein blinder Fleck. Warum?

Frank Golczewski: Die Region verschwand hinter dem Eisernen Vorhang. Zwar bildete die Sowjetunion während des Krieges Sonderkommissionen, um Verluste in der Zivilbevölkerung zu dokumentieren. Es gibt also Protokolle und Interviews mit Überlebenden, die auch Rückschlüsse auf das Ausmass der Judenvernichtung zulassen. Doch ab 1946 erfassten die Sowjets Juden nicht mehr als Opferkategorie.

Die georgische Autorin Nino Haratischwili lässt im Roman «Das achte Leben» eine Figur sagen: «Hitler hat uns auf Stalin vorbereitet.» Gilt der Satz auch für die Ukraine?

In der Ukraine hatten die Menschen bereits vor dem Angriff der Nazis unter Stalin gelitten. Der Massenmord begann 1932 mit dem künstlichen Hunger. Trotz zweier Missernten erhöhten die sowjetischen Parteikader die Abgabenquoten für die Bauern. Während die Bevölkerung am Hunger starb, wurde Getreide exportiert. Nach dem Krieg richtete sich der stalinistische Terror gegen alle, die in irgendeinem Kontakt mit dem Westen standen.

Wie war die Situation der Juden?

Auch da spielte der Kalte Krieg eine zentrale Rolle. Die Sowjetunion förderte die Gründung eines jüdischen Staates. Sie war 1948 der erste Staat, der Israel anerkannte. Doch schon als im gleichen Jahr Israels Botschafterin in der Moskauer Synagoge begeistert empfangen wurde, änderte sich die Perspektive der sozialistischen Führung auf das Judentum schlagartig. Sie fürchtete um die Loyalität der Juden.

Die klassische Angst vor der doppelten Identität, die in vielen Grossreichen in Repression umschlägt?

Genau. Schon Bismarck hatte Angst vor den Katholiken, weil ihre Autorität in Rom sass. Auch in China sieht man das. Die dortige Führung fürchtet, dass Christen und mehr noch die muslimischen Uiguren die nationale Einheit gefährden.

Die Zeitzeugen, die «reformiert.» befragt hat, sagen, sie hätten sich in der Sowjetunion wohlfühlt.

Es gab eine Integration durch Assimilation. Eine jüdische Sonderrolle wurde jedoch früh unterbunden. Zionistische Vereinigungen wurden schon in den 1920er-Jahren verboten. Dennoch ging es nicht wie in Deutschland um die Vernichtung des Judentums. Die Repressionen in der Sowjetunion gegen jüdische

«Wir sind es gewohnt, binär zu denken: Ist die eine Seite böse, muss die andere gut sein.»

Vereinigungen waren anfangs eher antizionistisch als antisemitisch motiviert. Das akzentuierte sich, als sich Israel zur westlichen Welt bekannte und die Sowjets in den Kriegen gegen den jungen Staat die arabische Seite unterstützten.

Antisemitismus war in der Sowjetunion kein Problem?

Doch. Es gibt in der gesamten sowjetischen Geschichte ein antisemitisches Hintergrundaussagen. Auch Stalin war davon imprägniert. Als Zögling eines Priesterseminars hat er den Antisemitismus der orthodoxen Kirche sicher mitbekommen.

Woran zeigt sich das?

Der christliche Antisemitismus, der sich etwa durch den Vorwurf, die Juden hätten Jesus getötet, speist, wird oft nicht als Antisemitismus erkannt. Er äussert sich darin, dass die Juden als die anderen wahrge-

nommen werden und als irgendwie verdächtig gelten. Stalin gründete während des Zweiten Weltkriegs zur Propaganda in den USA das Jüdische Antifaschistische Komitee. Als die USA nach dem Sieg gegen Hitler vom Verbündeten zum Feind wurden, strengte er einen Prozess gegen das Komitee an, viele Mitglieder wurden erschossen. Der Leiter war bereits vorher bei einem sogenannten Autounfall gestorben.

Wird das Ausmass des stalinistischen Terrors im Angesicht der Verbrechen des Nationalsozialismus noch immer unterschätzt?

Wahrscheinlich schon. Der Stalinismus hat Millionen von Menschen das Leben gekostet. Natürlich relativieren diese Verbrechen den Holocaust und den nationalsozialistischen Terror keineswegs. Wir sind es gewohnt, binär zu denken: Ist die eine Seite böse, muss die andere gut sein. Sind beide Seiten böse, bereitet uns das Mühe. Dennoch würde ich differenzieren. Der sowjetische Sozialismus hat die an sich akzeptable Idee, dass alle Menschen gleich sind, pervertiert. Beim Nationalsozialismus stecken die Vernichtung des jüdischen Volkes und die Vorstellung der Überlegenheit der arischen Rasse, also die Ungleichheit, bereits in der Ideologie.

Ein Zeitzeuge wurde im Krieg nach Sibirien evakuiert. Haben die Sowjets gezielt Juden gerettet?

Nein. Unter den Evakuierten waren zwar auch Juden, aber das war kein Auswahlkriterium. Wichtig war in erster Linie die Arbeitskraft. Die

Sowjets transportierten ganze Fabriken nach Sibirien. Für den Betrieb waren Belegschaft und Facharbeiter nötig. Alte, Frauen und Kinder blieben zurück und waren den deutschen Truppen ausgeliefert.

Westukrainische Juden wurden oft in Transnistrien in Lager gesperrt. Sie konnten – anders als in Konzentrationslagern – arbeiten und hatten Kontakte nach draussen.

«Für den Kommunismus wollte seinerzeit kaum jemand sterben, für das Vaterland hingegen schon.»

Das Gebiet war rumänisch kontrolliert. Hier gab es mehr Spielraum. In die Gettos gelangten bisweilen kaum Nahrungsmittel. Viele Jüdinnen und Juden starben an Hunger oder Krankheiten. Das Interesse, sich mit den Einheimischen irgendwie zu arrangieren und gegen Arbeit Nahrungsmittel zu erhalten, war gross. Die Not der Juden wurde

von der lokalen Bevölkerung ausgenutzt. Doch dadurch gab es eine kleine Chance zu überleben.

Ein rechtloser Zustand, bei dem die Juden vom Wohlwollen derer, die sie ausnutzten, abhängig waren? Die sie ausnutzten, abhängig waren? Wollten Juden überleben, mussten sie sich ausnutzen lassen. Doch diese Ausgangslage war wesentlich besser als in der von den Deutschen besetzten Ostukraine. Dort wurden die Juden letztlich alle erschossen.

Kam der Holocaust in der Erinnerungskultur der Sowjetunion vor?

Die Erinnerung an den Holocaust war kurzlebig. Schon ab 1947 wurden nur noch friedliche Sowjetbürger gewürdigt, zu denen auch die Juden gehörten. Eine Konkurrenz unter den Opfergruppen sollte vermieden werden. Selbst in Babyn Jar bei Kiew, wo beim grössten einzelnen Massaker an Juden im Zweiten Weltkrieg 33 000 Menschen erschossen wurden, gab es lange nur eine ukrainische und eine russische Inschrift. In der Perestroika kam eine jiddische hinzu. Erst nach der Wende wurde ein Denkmal errichtet, das deutlich macht, dass hier Juden ermordet wurden.

Den Ukrainekrieg begründete Russlands Präsident Wladimir Putin mit einer Entnazifizierung. Warum verfährt dieses Narrativ?

Auf den Kampf gegen den Faschismus können sich alle einigen. Putin erinnert mit seiner Rhetorik an den Grossen Vaterländischen Krieg, für den Stalin einst sozialistische Prinzipien aufgab und 1943 der orthodoxen Kirche ihren Patriarchen zurückgab. Auch die Uniformen der Zarenarmee wurden wieder eingeführt. Für den Kommunismus wollte kaum jemand sterben, für das Vaterland schon. Hinzu kommt: In der Ukraine gab es tatsächlich Kollaborateure. Zeitweise hatten ukrainische Parteien, die sie als Unabhängigkeitskämpfer feierten, Zulauf. Inzwischen sind sie völlig marginalisiert. Gewinnt ein jüdischer Präsident 73 Prozent der Stimmen, gibt es sicher nichts zu entnazifizieren. Interview: Cornelia Krause, Felix Reich



Foto: zyg

Frank Golczewski, 73

Der deutsche Historiker befasst sich seit Jahrzehnten mit der Neueren Geschichte und der Region Osteuropa. Von 1983 bis 1994 unterrichtete er als Professor an der Universität der Bundeswehr in Hamburg, danach an der Universität Hamburg, wo er auch heute noch lehrt. Geboren in Polen, forscht Golczewski intensiv über sein Heimatland sowie die Ukraine.

Ein Wegbereiter für die Naturheilkunde

Alternativmedizin Johann Künzle war ein Prediger der Heilkraft der Natur. Vor 100 Jahren begann er als «Kräuterpfarrer» nach zahlreichen Anfeindungen und einer gewonnenen Volksabstimmung zu praktizieren.

«Chrut und Uchrut» und «Das grosse Kräuterheilkunde» heissen seine Werke. Sie standen während drei Generationen von Schweizer Familien auf den Büchergestellen, und noch immer dienen sie vielen als Nachschlagewerk, wenn es darum geht, die Selbstheilungskräfte mit natürlichen Mitteln zu aktivieren.

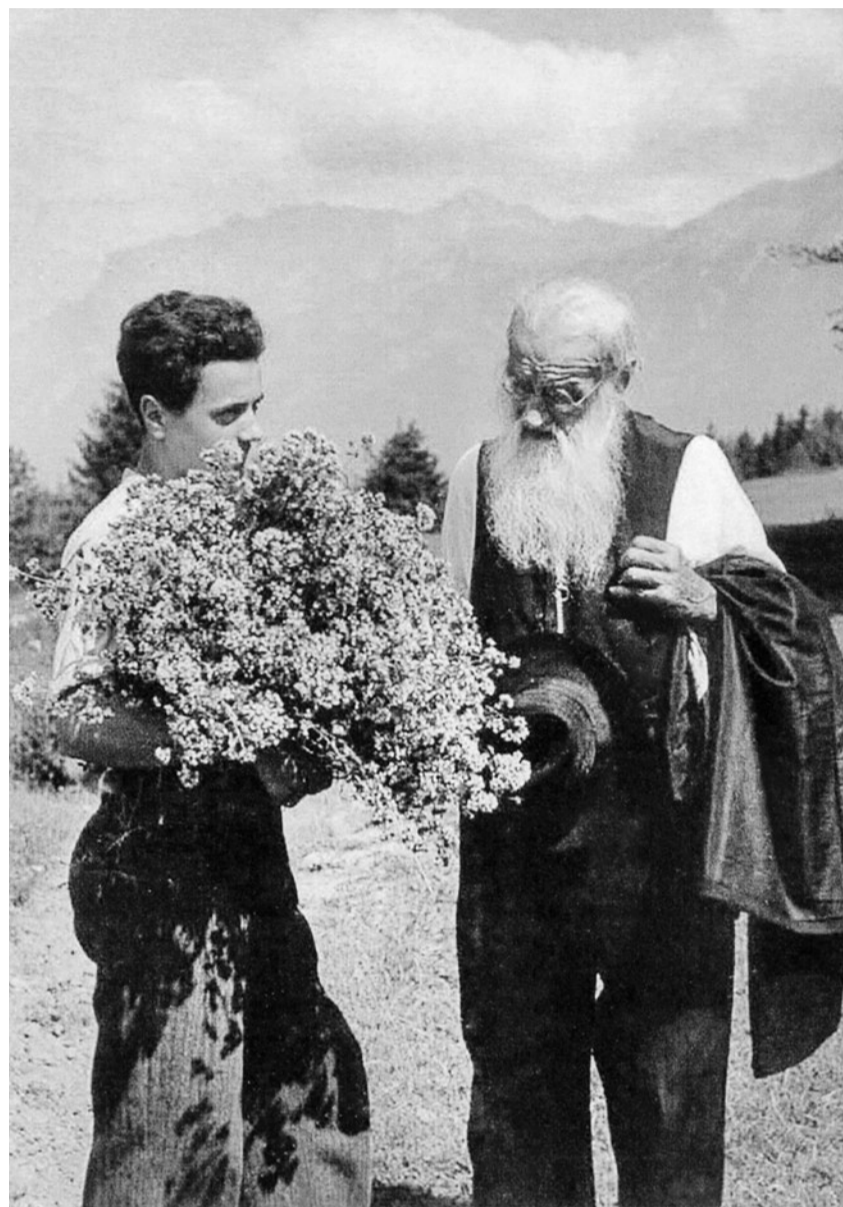
Johann Künzle gilt als Pionier der Phytotherapie und förderte die Komplementärmedizin. Weit über die Schweiz hinaus war er ähnlich bekannt wie der Bayer Sebastian Kneipp, ein Pfarrer wie Künzle.

Vom Bischof eingeladen

Künzle sah sich in einer langen Tradition berühmter Vorgänger und Wegbereiter der Medizin stehend, unter ihnen der Grieche Hippokrates, die Heilige Hildegard von Bingen oder auch der in Einsiedeln geborene Paracelsus. «Ich arbeite auf einem alten Erbteil», schrieb er. «Im Mittelalter war jeder Pfarrer etwa Mediziner; jedes Kloster hatte einen Mönch, der sich mit Kräutermedizin befassen musste; ja sogar Bischöfe scheuten sich nicht, Kräuterbücher herauszugeben.»

Im Vorwort zum vor 100 Jahren zum ersten Mal erschienenen Büchlein «Chrut und Uchrut», das 65 Porträts von einheimischen Heilpflanzen enthält, schreibt Künzle: «Die Kräuterheilkunde ist viel älter als die heutige chemische Medizin; sie geht hinunter bis zur Wiege der Menschheit.» Er sei jedoch weit davon entfernt, sich als Konkurrent oder Gegner der Ärzte zu sehen. Auch Ärzte würden ihren Patienten ja bewährte Hausrezepte (wie den Zwiebelwickel oder die Arnikatinktur) empfehlen, und in abgelegenen Gegenden könne die «alte, vergessene Kräuterkunde» den Leidenden «schnelle, wohlfeile, unschädliche Hausmittel» reichen.

Bis 1920 wirkte Künzle als Seelsorger in Wangs im St. Galler Rheintal. Seine Erfolge als Komplementärmediziner sprachen sich schnell herum, und er empfing im Pfarrhaus immer mehr Patienten. Und ob-



Künzle prüft die Kräuter. Foto: Foto Brandt, Heimatmuseum, Kulturarchiv Arosa-Schanfigg

wohl er die Wangser Bevölkerung ohne einen Grippepatienten durch die Spanische Grippe gebracht haben soll – vor allem dank einer Teemischung aus Stechpalme, Wermut und Salbei –, wurde seine Tätigkeit als gesetzeswidrig angeklagt.

Der St. Galler Bischof legte Künzle nahe, mit dem «Dökterlen» aufzuhören. Der Churer Bischof hingegen lud ihn ausdrücklich dazu ein, seinen Wohnsitz ins Bündnerland zu verlegen. So zog Pfarrer Künzle im August 1920 nach Zizers. Aber

auch dort liess man den Kräuterpfarrer nicht in Ruhe. Die Bündner Ärzteschaft klagte seine Tätigkeit bei der Regierung als illegal an, und Künzle bekam eine Busse von 500 Franken aufgebrummt.

Im Konflikt mit den Ärzten

Bei Nichtbeachtung des Praxisverbots drohte ihm der Regierungsrat sogar mit einer Busse von 10 000 Franken. Künzle blieb nichts anderes übrig, als sämtliche Heilungssuchenden abzuweisen.

Nun regte sich im Volk Widerstand, innert Kürze kamen 4000 Unterschriften für eine Volksinitiative für die «Freigabe der giffreien Kräuterpraxis» zusammen. Zahlreiche Inserate in Bündner Zeitungen belegen, wie Vertreter der Ärzteschaft in Kampagnen gegen den Einzug des «Kurfuschertums in Graubünden» mobil machten. Doch es half wenig: Am 30. April 1922 wurde die Initiative mit 12 607 Ja gegen 8435 Nein angenommen. Das Bündner Volk gab ein klares Votum zugunsten der Naturheilkunde ab.

Naturheiler statt Seelsorger

Die Initiative verlangte, dass Praktizierende beim Sanitätsdepartement eine Prüfung ablegen, um die Zulassung zu erhalten. Der Kräuterpfarrer bestand die umfangreiche Prüfung in Botanik, Medizin und Stoffwechselforgängen im Juli 1922 mit Bravour. Nachdem er die entsprechende Praxiserlaubnis erhalten hatte, konnte er im Sommer 1922 damit beginnen, in Zizers zu wirken. Die Seelsorge hatte er aufge-

«Der Herrgott hat dem Menschen die Heilkräuter vor die Haustür, in die Wiese und in den Wald gelegt.»

Johann Künzle
Pfarrer und Naturheilkundler

geben mit der Begründung, dass es genug Priester gebe. «Aber Naturheiler hat es zu wenige.»

Bis zu seinem Tod 1945 im Alter von 88 Jahren brach der Patientenstrom nicht ab. Unter den Ratsuchenden sollen auch der König von Serbien und ein indischer Maharadscha gewesen sein. Künzle empfing täglich bis zu 100 Patienten, die Konsultationsdauer betrug maximal drei Minuten. Aus seinem Wartezimmer ist ein Schild überliefert: «Die Hand nicht reichen. Kein Palaver führen. Gut aufpassen. Rasch verabschieden.» Christian Kaiser

Kindermund



Zen oder die Kunst des moderaten Glücks

Von Tim Krohn

Renata ist krank und schlecht gelaunt, die Kinder heulen, brüllen und strampeln aus dem kleinsten Grund. Ich spiele Mädchen für alles und Feuerwehr. Nach zwei Tagen wackeln aber auch meine Nerven. Bigna sagt: «Du musst meditieren.» Ich koche Renata Tee und lege den Kindern ein Hörspiel ein. «Also schön, aber wie?» Bigna hält mir den Stinkefinger vor die Nase. «Jetzt immer draufsehen.» «Bigna, das ist Hypnose, nicht Meditation.» Sie schlägt sich an die Stirn. «Stimmt! Steh mal auf. Beine auseinander. Jetzt beug dich vor.» Sie macht es mir vor, klappt den Oberkörper nach unten, bis ihr Haar auf dem Fussboden liegt, umfasst die Knie mit den Armen, strahlt mich kopfüber an und sagt: «Om.»

«Ich bin nicht mehr so biegsam.» «Richtig, du bist ja ein alter Mann! Alte Männer meditieren so.» Sie zerrt mich zu einem Stuhl, ich muss mich rittlings draufsetzen und die Lehne umarmen. Dann will sie noch, dass ich die Füsse um die Stuhlbeine klappe. «Und jetzt sag Om.» «Om.» «Und? Wie fühlst du dich?» «Gerädert.» «Was heisst «gerädert»?» «Früher haben sie Verbrecher in ein Holzrad geflochten. Sie haben ihnen die Knochen so klein gebrochen, dass sie sie durch die Speichen flechten konnten.» «Igit. Und so fühlst du dich?» «Nein, nicht wirklich. Nicht ein Hundertstel so schlimm. So was Furchtbares kann man sich gar nicht vorstellen.» «Siehst du, es wirkt schon.» «Was wirkt?» «Die Meditation. Du fühlst dich schon nicht mehr so schlimm. Aber fühlst du dich auch schon gut?» «Nein, gut noch nicht.» «Dann machen wir weiter.»

Bigna findet im Spielzimmer einen Bauhelm und stülpt ihn mir über den Kopf. «Jetzt mach die Augen zu und sag Om.» Ich sage Om, und sie schlägt mir mit etwas Hartem auf den Helm. Mein Puls schießt in die Höhe. «Mach die Augen wieder auf. Wie geht es dir?» «Ich hasse so was.» «Das ist gut. Hauen dich deine Kinder auch?» «Denen würde ich was wollen.» «Und Renata?» «Nein.» «Und wie fühlst du dich, wenn ich dir sage, dass ich dich nicht mehr haue?» «Dann bin ich froh.» «Es wird immer besser. Willst du jetzt auch noch glücklich werden?» «Nein, danke, froh genügt vollauf.»

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Wie kann ich den Partner in der Trauer unterstützen?

Mein Lebenspartner hat kürzlich seine Mutter verloren. Weil er beruflich derzeit stark gefordert ist, hat er kaum Zeit, sich der Trauer hinzugeben. Er fühlt sich gestresst und hat Schlafprobleme. Wie kann ich ihn unterstützen?

Über Trauer gibt es unzählige Bücher und Ratgeber. Gefährlich daran ist nur, dass man daraus ableiten könnte, dass es «richtige» Trauer gäbe. Ihr Partner trauert vielleicht ganz anders als Sie. Natürlich kann es ihn – oder Sie? – stressen, wenn er sich der Trauer nicht «so» hingeben kann. Da kann es helfen, wenn Sie Ihre eigene Trauer wahrnehmen, mit Ihren Gefühlen, Zweifeln, Fragen. Auch wenn Sie vielleicht gar nicht so traurig sind.

Dies alles ab und zu zeigen, ist erlaubt. Und nachzufragen: Wie ist es bei dir? Möglichst ohne den Hintergedanken, dass Ihr Partner mehr, anders, intensiver trauern sollte. Er muss vielleicht auf die Kraft warten, seine Gefühle zuzulassen. Wenn Sie sich Sorgen machen um ihn, können Sie auch dies erwähnen. Und akzeptieren, wenn er das nicht ertragen kann.

Und doch gibt es Aufgaben der Trauer, die ich hilfreich finde. Der Psychologe und Trauerforscher James William Worden beschreibt die Trauer als «Aufgaben», nicht als Phasen wie Elisabeth Kübler-Ross. Dabei ist keine zeitliche Abfolge vorgeschrieben, sondern es sind Aufgaben, derer man sich wechselnd annehmen kann, zu selbst gewählten Zeiten.

Den Verlust des lieben Menschen zu akzeptieren, ist eine davon. Anzunehmen, dass der Verstorbene wirklich tot ist, nicht nur weggegangen. Die Beziehung zur Mutter, wie sie war, gibt es nicht mehr. Eine zweite Aufgabe ist: den Schmerz immer wieder zulassen. Darüber reden, weinen. Gefühle sind erlaubt, sogar hilfreich. Dabei hilft es, ab und zu nachzufragen. Teilen tut gut. Eine dritte: das Leben ohne die Verstorbene zunehmend leben, die

Pflichten übernehmen, die anfallen, auch Hilfe dabei erbitten. Diese können Sie anbieten. Und die vierte Aufgabe: Erinnerungen teilen – und sich gemeinsam an neuen Erfahrungen erfreuen. Beides ist in Ordnung!



Anne-Marie Müller
Pfarrerin in der reformierten Kirchgemeinde Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an lebensfragen@reformiert.info



Karl Brunner Distinguished Lecture

“The Influence of Religious Thinking on Economic Thinking: The Origins of Modern Economics” by Benjamin M. Friedman, Harvard University

Thursday, 22 September 2022, ETH Zurich, Audi Max (HG F 30)
Drinks reception: 4.45 – 5.30 pm; Lecture: 5.30 – 7.00 pm

Welcome by Joël Mesot *President of ETH Zurich*

Introduction by Thomas J. Jordan *Chairman of the Governing Board, Swiss National Bank*

Live streaming www.snb.ch, Research TV

Hosted by **KOF** Swiss Economic Institute and Chair of Macroeconomics: Innovation and Policy

SCHWEIZERISCHE NATIONALBANK
BANQUE NATIONALE SUISSE
BANCA NAZIONALE SVIZZERA
BANCA NAZIUNALA SVIZRA
SWISS NATIONAL BANK



Dank Bildung bestimmen wir unsere Zukunft selbst.

Franca, 15, in Basel, Schweiz

Popi, 17, in Westjava, Indonesien

Unterstützen Sie unsere Bildungsarbeit in Südostasien und in der Schweiz.

www.mission-21.org/kampagne
Spenden: IBAN CH58 0900 0000 4072 6233 2

mission 21
evangelisches missionswerk basel

Danke für Ihre Spende!

13. und 20. November 2022

Wir solidarisieren uns mit den Menschen, die wegen ihres Glaubens verfolgt werden.

MACHEN SIE MIT!

www.verfolgung.ch

SONNTAG DER VERFOLGTEN KIRCHE

Schweizerische Evangelische Allianz

Reformierte Kirche Aargau

Bettagsfeier mit Jodelgottesdienst

Sonntag, 18. September, 10 Uhr
Tagungshaus Rügel bei Seengen

Die Kirchgemeinden Beinwil, Birrwil und Boniswil-Egliswil-Hallwil-Seengen feiern zusammen mit dem Tagungshaus Rügel am Betttag auf dem Rügel einen Jodelgottesdienst.
Musik: Jodelerzett Seetal und Doris Erdin-Treier (Akkordeon).
Leitung: Jürg Hochuli, Jan Niemeier, und Andreas Pauli.

Anschliessend Möglichkeit zum Mittagessen auf eigene Kosten.
Infos auf www.ref-ag.ch unter «Veranstaltungen».

Zufällig wurde Madina in einem Dorf geboren, in dem Wasser krank macht.

Schaffen Sie Chancengleichheit. Denn faire Chancen dürfen kein Zufall sein.

HELVETAS

Jetzt spenden: helvetas.org

Madina Muhuthage, 21 Jahre, Mosambik

IN TRAUER + ALLEIN?

Wochenende für Verwitwete, für trauernde Partnerinnen und Partner

Samstag/Sonntag, 12./13. November 2022
im Parkhotel Gunten am Thunersee

Auskunft und detaillierte Unterlagen:
Christine Mühlematter 033 654 49 83
079 295 30 88 / chmuefa@bluewin.ch

Kloster Kappel

Begegnungstagung Täufer und Reformierte.
Ausgehend von den gemeinsamen Anfängen vor 500 Jahren fragen wir nach der Salzkraft unserer Kirchen heute, mit Prof. H. Hempelmann, **16. – 18. Sept.**

Wieder Boden unter die Füße bekommen. Perspektiven für Suizidbetroffene, mit Jörg Weisshaupt, **9. – 11. Sept.**

Tel. 044 764 87 84 | www.klosterkappel.ch

Der Ausweg aus Hunger und Armut heisst Öko-Landbau.

www.biovision.ch

Tipps

Führung und Feier

Für die Schöpfung einstehen

Jeweils im September wird in allen christlichen Kirchen der Schweiz die sogenannte Schöpfungszeit gefeiert. Sie macht bewusst, dass der Schutz unserer Mitwelt im Glauben begründet ist. «Höchste Zeit für die Schöpfung» lautet 2022 der Slogan, der die Dringlichkeit zu handeln benennt. Die Impulsveranstaltung lädt ein zum Gang auf dem Klimaweg im Garten der katholischen Kirche Rheinfelden. kk

Schöpfungstag, 23. September, 18–21.15 Uhr, kath. Kirche Rheinfelden, Anmeldung: weitweite.kirche@refbl.ch, 061 260 22 47



Die Schöpfungszeit 2022 steht unter dem Thema Erntedank.

Foto: zvg

Bilderbuch



Hin, zurück, hin ... Illustration: Y. Kasano

Die Fähre kommt – die Fähre geht

Die Fähre kommt an, Passagiere steigen aus und andere ein, Waren und Autos werden aus- und eingeladen – und die Fähre verlässt den Hafen wieder. Es gibt viel zu beobachten bei diesem regelmässigen Ankommen und Abreisen. Das Bilderbuch «Die Fähre ist da!» lädt zum genauen Hinschauen ein. kk

Yuichi Kasano: Die Fähre ist da! Moritz-Verlag, 2022, 32 Seiten, Fr. 23.90

Konzert



Der Schweizer Jugendchor. Foto: zvg

«Tour de Suisse» des Schweizer Jugendchors

Die Mendelssohnstage Aarau bieten auch im Jahr 2022 ein reichhaltiges Programm. Zum ersten Mal konzertiert in diesem Rahmen der Schweizer Jugendchor mit Werken und Liedern von J. S. Bach, Mendelssohn und dem Lausanner Komponisten Julien-François Zbinden. kk

Chorkonzert, 1. Oktober, 19.30 Uhr, Stadtkirche Aarau, Eintritt: Fr. 40.–, 30.–, 20.–, www.mendelssohnstage.ch

Agenda

Gottesdienste

Habsburg-Gottesdienst

Die Kirchgemeinde Windisch trifft sich zum traditionellen Gottesdienst vor der Habsburg. Es wirken mit: Pfrn. Ursula Bezzola und die Musikgesellschaft Eintracht. Anschliessend Apéro.

So, 28. August, 10 Uhr
Schloss Habsburg

Bei schlechtem Wetter in der Kirche Windisch. Info ab So, 7.30 Uhr unter Tel. 1600. Fahrdienst für Gehbehinderte, Anmeldung bis 27.8.: 076 738 08 74

Musikalischer Impuls-Gottesdienst

Die Ukrainerin Alica Nesterova, die seit Kriegsbeginn in der Schweiz lebt, spielt Geige sowie das besondere Instrument Theremin, das ohne direkte Berührung, nur durch Bewegungen zum Erklängen gebracht wird. Im Gottesdienst wird die Musikerin begleitet von Georgij Modestov am Klavier und Pfr. Jürgen Will am Kontrabass.

So, 28. August, 19 Uhr
ref. Kirche, Seon

SamSing-Gottesdienst

Ein Lied des amerikanischen Country-Sängers Johnny Cash handelt vom «Fourth Man in the Fire»: Damit ist der Engel gemeint, der die Männer im Feuerofen vor dem Verbrennen schützt. In der Predigt wird die Geschichte dazu aus dem Buch Daniel erzählt und gedeutet. Es wirken mit: Pfrn. Bettina Lukoschus und Mario Ineichen mit seiner Musikband.

Sa, 3. September, 18 Uhr
ref. Kirche, Muri

Erntedankgottesdienst

Die Landfrauen der Gemeinde Muhen schmücken die Kirche mit Früchten und Gemüse zum Erntedankgottesdienst, und der Trachtenchor bereichert den Anlass musikalisch. Der Gottesdienst wird geleitet von Stephan Gassler, der bei dieser Gelegenheit als neuer Pfarrer begrüsst wird.

So, 4. September, 9.30 Uhr
ref. Kirche, Muhen

Jodelgottesdienst zum Bettag

Zur Bettagsfeier auf dem Rügel sind neben den Mitgliedern der Kirchgemeinden Beinwil, Birrwil und Seengen auch Freunde des Rügels aus einem weiteren Umkreis eingeladen. Gottesdienst in der Aula mit Kim Dällenbach, ref. Kirche Birrwil, Jürg Hochuli, Bereichsleiter Gemeindedienste, Jan Niemeier, ref. Kirche Seengen-Boniswil-Egliswil-Hallwil, und Andreas Pauli, ref. Kirche Beinwil am See. Es singt das Jodelterzett Seetal mit Yvonne Fend-Bruder, Sämi Studer, Karin Weber-Widmer, am Akkordeon Doris Erdin-Treier.

Anschliessend Mittagessen, bei schönem Wetter im Freien.

So, 18. September, 10 Uhr
Tagungshaus Rügel, Seengen

Kultur, Bildung

Benefizkonzert

Es spielt das Familienorchester Bürger, und die Christliche Ostmission berichtet über ihre Arbeit mit Kindern in schwierigen Lebenssituationen.

Sa, 27. August, 20 Uhr
ref. Kirche, Villmergen

Eintritt frei, Kollekte zugunsten von Kindern aus der Ukraine und Moldawien

Filmnachmittag im «Monets-Kafi»

Der Film «Out of Paradise» zeigt die Geschichte eines mongolischen Nomadenpaars, das es in die grosse Stadt verspricht.

Mi, 31. August, 14.30 Uhr
ref. Kirche, Untersiggenthal

Die ersten Lebensjahre im KZ

Eva Umlauf wurde 1942 im Arbeitslager Novaky geboren und mit ihren Eltern nach Auschwitz deportiert. Ein Zufall rettete ihr, ihrer Mutter und ihrer Schwester das Leben. Sie erzählt aus ihrem Leben von 1933 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.

Do, 1. September, 19.30 Uhr
ref. Kirche, Arni

Kunst und Glaube begegnen sich

Die Veranstaltungsreihe im Kunsthaus Aarau lädt ein zum Dialog zwischen Kunst und Glaube. Michael Jablonowski, Kirchenrat und Pfarreiseelsorger, wählt als Gast aus der reichen Sammlung des Kunsthauses oder aus einer aktuellen Ausstellung einige Bilder aus. Im Dialog mit der Kulturvermittlerin Silja Burch erschliessen sich diese Kunstwerke.

So, 4. September, 15 Uhr
Aargauer Kunsthaus, Aarau

Kosten: Fr. 10.–, Programmbeitrag inbegriffen

Alles beginnt mit der Sehnsucht

Vielleicht ist es gerade unsere Sehnsucht, die uns zu spirituellen Menschen macht. Was hindert uns, dem suchenden Sehnen nachzugehen? Was hilft uns dabei? Mit verschiedenen Übungen und Impulsen der Sehnsucht nachspüren. Leitung: Pfrn. Ursina Bezzola und Pfr. Martin Keller.

24./25. September
Tagungshaus Rügel, Seengen

Reservation: 062 767 60 50
reception@ruegel-seengen.ch
www.ref-ag.ch/veranstaltungen

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert, 8/2022, S. 1

Kyrills Pakt mit Putin ist ein Pakt gegen Christus

Demokratie ist christlich
Herzlichen Dank für den hervorragenden Artikel von Michail Schischkin. Christliche Kirchen haben sich leider oft mit Autokraten verbunden und als Reichs- oder Staatsreligion an der Macht der Herrscher partizipiert. Die Monarchie wurde zum weltlichen Partner des Monotheismus, was Jahrhunderte überdauerte. Die Auswirkungen fanden sich auch noch bei den aufgeklärten Staatsphilosophen. So vertraten etwa Fichte, Hegel und Schelling mit dem Deutschen Idealismus und der Naturphilosophie die Meinung, der Staat sei wie Gott oder die Natur etwas geistig Absolutes, und es sei das Schicksal der Menschen, dem Staat zu dienen. Staat, Reich und Religion seien Subjekt, die Bürger und Bürgerinnen hingegen Objekt. Schischkin weist zu Recht darauf hin, dass aus der Lehre und den Gleichnissen des Jesus von Nazareth ein derartiges Staatsverständnis nicht abgeleitet werden kann. Vielmehr weist der Humanismus des jüdischen Wanderpredigers klar zur Menschenwürde und Autonomie des Individuums und damit zur Demokratie, die als einzige Regierungsform mit dem Christentum vereinbar ist.
Willy Baumgartner, Egg bei Zürich

Persönlicher Hass

Was ermächtigt den Autor (ist er Christ?), der mehr als 25 Jahre nicht mehr in Russland lebt, über die russisch-orthodoxe Kirche und die aktuelle Regierung derart heranzuziehen? Schischkins persönlicher Hass gegen Putin, den er im Artikel ausbreitet, darf auf die Titelseite einer christlichen Zeitung und weiter die Völker gegeneinander aufhetzen. Nicht die Massstäbe sind falsch, es sind die doppelten Massstäbe. Wie unabhängig ist die Kirche, wenn sie jedes Modethema (zum Beispiel Klima, Ukraine, Corona) regierungskonform predigt?
Peter Jordan, Solothurn

Christus als Machthaber

Zum Verständnis der russisch-orthodoxen Kirche ist es hilfreich, zu bedenken, dass die Weltkirchen in der Verehrung von Jesus Christus unterschiedliche Schwerpunkte setzen. Für die römisch-katholische Kirche

ist der Gekreuzigte zentral, für die Reformierten der Auferstandene und für die Orthodoxen der Pantokrator (Weltenherrscher), was sich auch in der orthodoxen Ikonografie zeigt. Das entschuldigend nichts, erklärt aber, warum orthodoxe Würdenträger gern die Nähe zu Machthabern suchen.
Daniela Deck, Grenchen

Wir sehen und schweigen

Putin und das Böse schlechthin – ein weiteres Mal zu lesen wie in den meisten Medien bei uns. Es würde sich lohnen, unser Verhalten, das des «Westens» mit seiner Führungsmacht und seinen unablässig beschworenen Werten, seit dem Zweiten Weltkrieg mal aus geistlicher Sicht zu betrachten. Gegen wen oder für wen arbeitet denn eine Macht, die sich weltweit unerbittlich und in aller Konsequenz von Gier, Gewalt und Lüge leiten liess und lässt? Wir wissen es wohl und schweigen.
Martin Kummer, Aarwangen

«Mystische» Gewissheit

Michail Schischkin setzt sich brillant und quellensicher mit dem Moskauer Patriarchen auseinander: «Kyrills Pakt mit Putin ist ein Pakt gegen Christus». Von den Menschenrechten her ist das klar. Warum sieht die russische Kirche das nicht? Und wie kommt es, dass russische Schriftsteller wie Gogol und Dostojewski eine bessere Welt nur durch Bekehrung des Einzelnen, nicht durch Reform der Gemeinschaft erhoffen? Die grössten Köpfe der orthodoxen Theologie waren Mönche, die in der Einsamkeit um die Klärung ihrer Motive, ums Einswerden mit Gott rangen. Die Welt stürzte da nur. Die Westkirche hingegen sprach Latein. Hier waren die besten Theologen rhetorisch und juristisch gebildet, aber hatten einen Blick für spirituelle Tiefe. In der Folge konzentrierte sich die Westkirche auf Fragen des Zusammenlebens, oft auf Kosten von Selbsterkenntnis und innerer Wandlung. Das macht die Selbstsicherheit Putins und seines Patriarchen lesbar, die manche als «mystisch» beschreiben. Der Blick geht nach innen, findet dort Gewissheit – die sich von kritischen Blicken der Aussenwelt nicht infrage stellen lässt. Ermöglicht das, bei aller gebotenen Härte in der Sache, etwas Verständnis für die Russen?
Thomas Philipp, Pfarrer, Kirchdorf

reformiert, 8/2022

Allgemein

Interessant und mutig
Gratulation zur neuesten Ausgabe! Ich freue mich über Ihren Mut und Ihre Vielseitigkeit. «Kyrills Pakt», Soldatenmütter, Hugenottenwanderweg, «Im Würgegriff»: vier höchst interessante und ermutigende Hauptartikel, dazu anregende kleine Beiträge. Danke, weiter so!
Helene Thürig, Lenzburg

Ihre Meinung interessiert uns. redaktion.aargau@reformiert.info oder an «reformiert.», Storchengasse 15, 5200 Brugg. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitungen und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern | Jura | Solothurn, Graubünden und Zürich.
www.reformiert.info

Gesamtauflage: 709 535 Exemplare

Redaktion
AG Anouk Holthuisen (aho)
BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Mirjam Messerli (mm), Marius Schären (mar)
GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig), Mayk Wendt (wem)
ZH Christa Amstutz (ca), Nadja Ehrbar (neh), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Christian Kaiser (kai), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr)

Blattmacher: Hans Herrmann
Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion)
Korrektorat: Die Orthografen
Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert. Aargau

Auflage: 95 810 Exemplare (WEMF)
reformiert. Aargau erscheint monatlich.

Herausgeberin: Reformierte Landeskirche Aargau, Aarau
Präsidium der Herausgeberkommission: Gerhard Bütschi-Hassler, Schlossrued
Redaktionsleitung: Felix Reich
Verlagsleitung: Hans Ramseier

Redaktion und Verlag
Altenburgerstrasse 49, 5200 Brugg
056 444 20 70
redaktion.aargau@reformiert.info
verlag.aargau@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen
Bei der jeweiligen Kirchgemeinde

Inserate
KünzlerBachmann Verlag AG, St. Gallen
Mediaberater Urs Dick
071 314 04 94, u.dick@kueba.ch

Inserateschluss Ausgabe 10/2022
7. September 2022

Druck
DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier
Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85 %.

Porträt

Seine Idee bringt vieles ins Rollen

Hilfsprojekt Bernhard Wissler ist der Gründer und Leiter von Rollaid. Diese Werkstatt verbindet humanitäre Hilfe, Recycling und Integration.



Bernhard Wissler in der Werkstatt, wo alte Rollstühle wieder flottgemacht werden.

Foto: Jonathan Liechti

Zwei Schiffscontainer warten auf einem Gewerbeatreal beim Bahnhof Interlaken Ost auf den Abtransport. Ihr Bestimmungsort ist Addis Abeba in Äthiopien. Gefüllt sind sie mit je 100 Rollstühlen und anderen Hilfsmitteln für körperlich behinderte Kinder und Erwachsene.

«Weil wir den Platz in den Containern möglichst gut ausnützen wollen, ist das Beladen mit den Rollstühlen ein wenig wie Tetris spielen», sagt Bernhard Wissler. Die Räder und sperrigen Teile werden demontiert und nummeriert, sodass sie im Partnerbetrieb in Äthiopien einfach wieder zusammengebaut werden können. Bernhard Wissler

hat vor fünf Jahren Rollaid initiiert: ein Projekt, das humanitäre Hilfe, Recycling und berufliche Integration verbindet.

1000 Rollstühle pro Jahr

Rollaid sammelt in der gesamten Schweiz jährlich rund 1000 ausgemusterte Rollstühle, macht sie in der Werkstatt in Interlaken wieder flott und stellt sie dann Hilfswerken zur Verfügung. Wie Wissler darauf kam? Er lacht. Auf einmal habe einfach alles zusammengepasst, sagt er. Er habe zwei Berufe, sei Elektronikmechaniker und Ergotherapeut. Er habe auch Erfahrung als Geschäftsführer eines Betriebs für

den Verkauf und die Anpassung von Hilfsmitteln. Hinzu kämen eine Auszeit, die er mit seiner Frau in Äthiopien verbrachte, und ein Kontakt zur Organisation Qualifutura, die in der sozialen und beruflichen Integration von jungen Menschen tätig ist. Heute begleitet das Werkstattteam von Rollaid zehn junge Menschen, die bei der Integration in die Arbeitswelt Unterstützung brauchen.

Dem 62-Jährigen ist Letzteres besonders wichtig. «Was die Jugendlichen hier lernen, können sie ihr ganzes Leben lang brauchen. Auch wenn sie später im Berufsleben nicht handwerklich tätig sind.» Improvi-

sieren, dranbleiben, Lösungen finden, anderen helfen, ihr Leben zu verbessern. Dies treibt auch Wissler an. Dabei geht er pragmatisch vor: «Manche junge Menschen brauchen ein bisschen länger, um ihren Weg zu finden.» Dafür passe es dann am Schluss. Ähnlich wie bei den Rollstühlen brauche es manchmal etwas mehr Zeit für die richtige Lösung.

Eine Arbeit für Tüftler

Die Werkstatt in Interlaken ist das Herz von Rollaid. Auf zwei Gestellen sind Rollstühle gelagert. Manche sehen noch recht brauchbar aus, bei anderen ist fast nur noch der Rahmen vorhanden. «Bei dieser Arbeit sind Tüftler am richtigen Ort», sagt Wissler. Rollaid hat sich verpflichtet, die reparierten Rollstühle kostenlos weiterzugeben, und das nur an Hilfsorganisationen, die im Ausland tätig sind. Der grösste Teil geht ans Partnerpro-

«Ein stabiler und guter Rollstuhl kann in Äthiopien für jemanden das Leben verändern.»

jekt Addis Guzo in Äthiopien. Aber es wurden auch schon Rollstühle etwa nach Syrien oder aktuell in die Ukraine geschickt.

Bei seinen ersten Besuchen in Äthiopien erlebte Bernhard Wissler, wie schwer es dort Menschen mit einer Behinderung haben. Manche seien auf Händen und Knien gerobbt oder hätten versucht, sich mit selbst gebastelten Wägelchen fortzubewegen. «Ein stabiler und qualitativ guter Rollstuhl kann dort für jemanden das Leben verändern», sagt Wissler. Plötzlich hätten Menschen eine gewisse Bewegungsfreiheit, Unabhängigkeit und ein Dasein in mehr Würde.

Rollaid finanziert sich aus Spenden. Nebst dem Tüftler ist auch der Netzwerker Bernhard Wissler gefragt. Das Partnerprojekt in Äthiopien möchten er und seine Frau irgendwann weitergeben. «Es soll weiter bestehen, auch wenn wir beide kürzertreten», sagt er. Rollaid und Addis Guzo haben in Äthiopien schon einiges ins Rollen gebracht: Behinderte Menschen werden auch beim Aufbau von Mikrofirmen unterstützt, können Sport treiben, tanzen, und Kinder erhalten zudem Frühförderung. Mirjam Messerli

Gretchenfrage

Daniele Finzi Pasca, Regisseur, Autor:

«Die Religion hält viele Geschichten bereit»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Finzi Pasca?

Ich bin in eine katholische Familie hineingeboren worden und habe auch jüdische Wurzeln, doch ich praktiziere den Glauben nicht. Für mich hält die Religion viele schöne Geschichten bereit, die helfen, wenn es einem schlecht geht.

Sie waren als 18-Jähriger in Indien, wo Sie an der Seite von Mutter Teresa kranke Menschen begleiteten. Hat diese Erfahrung Ihre Beziehung zur Religion beeinflusst?

Ich habe viele interessante Menschen kennengelernt, die sich dafür einsetzen, dass die Welt eine bessere wird. Danach wollte ich selbst Geschichten erzählen, die den Menschen in dunklen Momenten helfen. Mich treiben heute unter anderem auch pointierte Fragen um, wie sie sich etwa Kinder stellen.

Zum Beispiel?

Wenn Gott uns nach seinem Ebenbild erschaffen hat und wir Fleisch fressende Wesen sind, bedeutet das dann, dass Gott das auch ist?

Haben Sie die Antwort gefunden?

Nein, leider nicht.

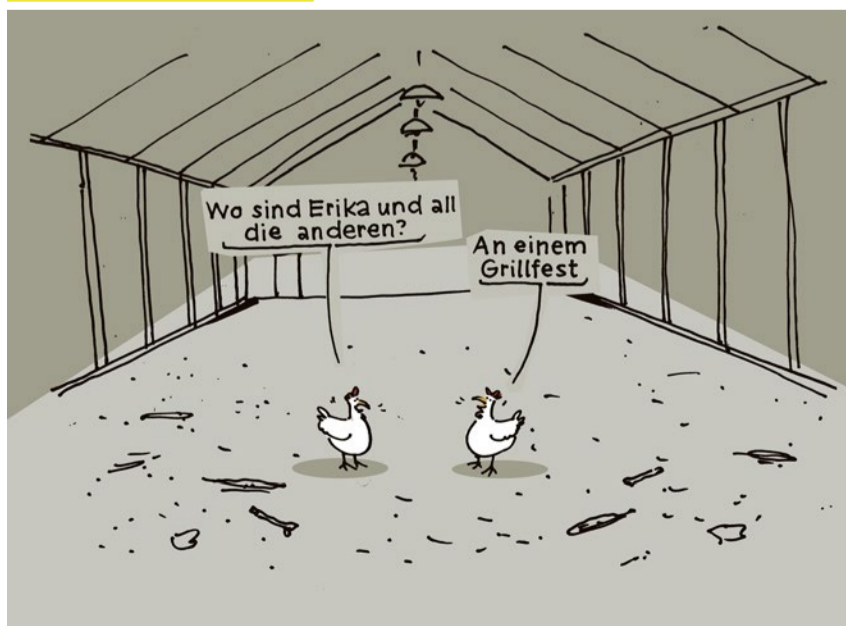
Sie führen Regie im Cirque du Soleil. Wie gelingt es Ihnen, das Publikum zu verzaubern?

Magie ist eng mit Poesie verbunden. Es geht darum, die Zuschauer zu überraschen, sie eine Reise, eine Traumwelt erleben zu lassen, sie an komplett neue Orte zu entführen, kurz, sie jedes Mal eine kleine Revolution erleben zu lassen. In den Aufführungen des Cirque du Soleil in Zürich im September und Oktober wird es zum ersten Mal innerhalb des Chapiteau regnen.

Poesie zeichnet den Zirkus aus. Auch die Bibel ist voller Poesie. Inspirieren Sie religiöse Texte?

Ich habe mich für ein Projekt mit den Welten der Heiligen Teresa von Ávila und Ignatius von Loyola befasst. Teresa hatte überwältigende Visionen. Ich habe bei ihr sogar eine Verbindung zum Schamanismus gefunden. Interview: Nadja Ehrbar

Christoph Biedermann



Mutmacher

«Im Dunkeln sangen wir immer lauter»

«Das Pfadi-Bundeslager war mein erstes Lager und hat mir viel Spass gemacht. Vor allem an das Singen vor dem Schlafengehen werde ich noch lange denken. Weil es ein Feuerverbot gab, durften wir kein Lagerfeuer machen. Also haben wir jeden Abend unseren Lagersong im Dunkeln gesungen – meine Gruppe, die Bienli, zusammen mit den Wölfli. Wenn man im Dunkeln im Kreis singt, konzentriert man sich richtig darauf, da wird man nicht abgelenkt. Und während des Singens wurden wir immer lauter. Am

spannendsten war aber meine Pfaditaufe. Um Mitternacht mussten wir am Waldrand eine Strecke allein laufen und dabei Mutproben bestehen. Da haben sich die Leiter und Leiterinnen versteckt und uns erschreckt. Und ich musste einen Gummiwurm essen, der in Mehl, Ketchup und Wasser getaucht war. Echt eklig! Aber ich habe bestanden und meinen Pfadinamen bekommen: Minnie – wie Minnie Maus, weil ich so gut Freundschaften schliesse und hilfsbereit bin. Jetzt fühle ich mich wie ein richtiges Pfadimädchen.» Aufgezeichnet: ck

Nuria Auf der Maur, 8, ist in der Bienli-Gruppe der Pfadi St. Michael in Luzern. reformiert.info/mutmacher



Daniele Finzi Pasca (58) aus Lugano führt bei der Cirque-du-Soleil-Show «Luzia» Regie. Foto: Fred Merz